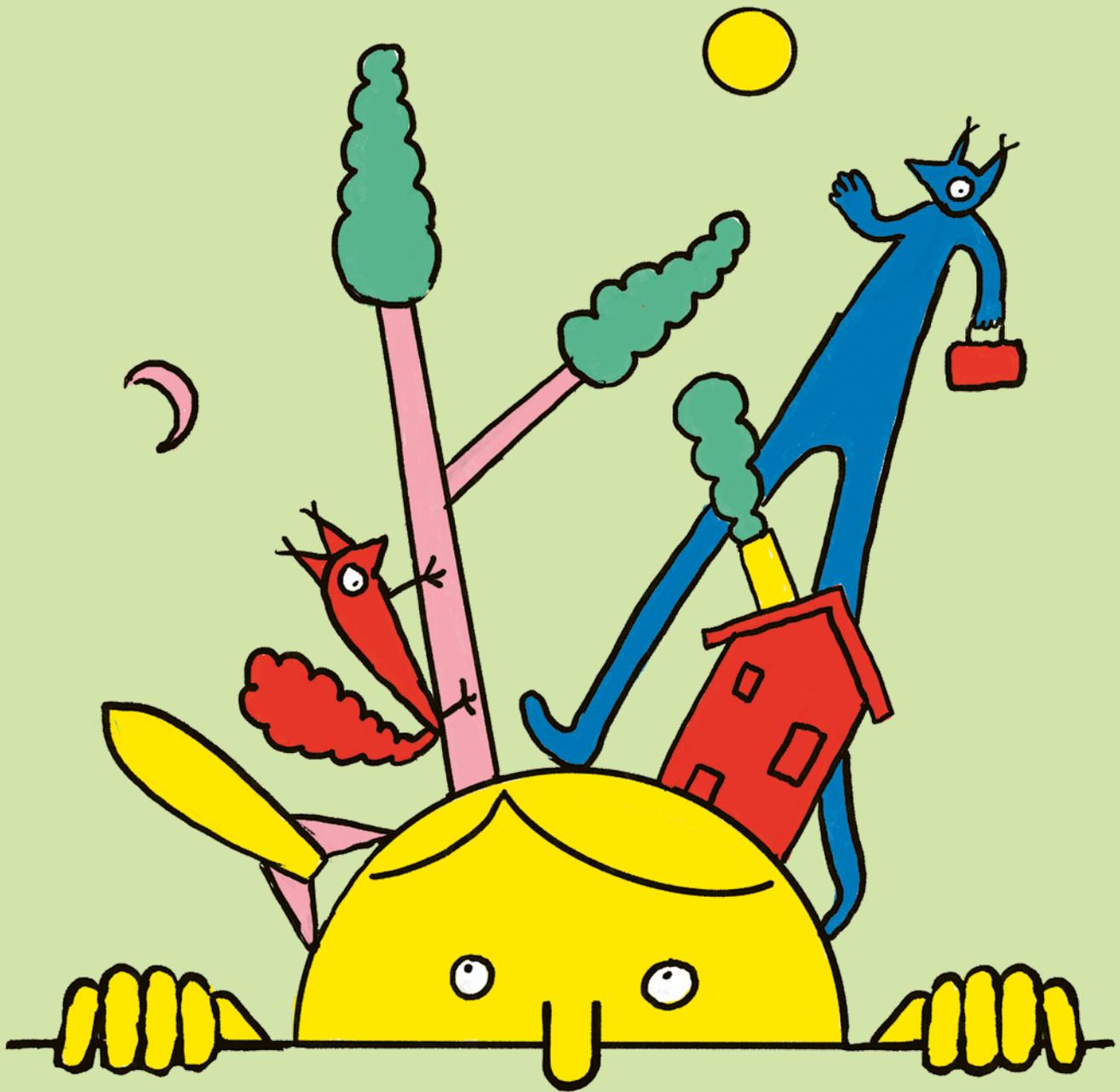


PORTAL



Studium, Forschung und Gesellschaft an der Universität Potsdam

EINS 2025



K I N D E R

Uni von oben

Dass die Standorte der Universität Potsdam zu den schönsten im Lande zählen, davon sind zumindest wir überzeugt. Wie viele Studierende können schon von sich behaupten, dass sie ihre Seminare und Vorlesungen mit Blick auf ein Rokoko-Schloss haben oder nur ein paar Gehminuten vom nächsten Badesee entfernt ihre Hausarbeiten schreiben? Und wer kann schon sagen, dass er in einem „Goldenen Käfig“ forscht? Nicht umsonst ist der Hashtag #beautifulcampus einer der am häufigsten verwendeten auf unserer Instagram-Präsenz. Doch haben Sie Ihren Campus schon einmal aus der Vogelperspektive gesehen? Genießen Sie die Symmetrie der preußischen Prunkbauten (1), die Weite der Landschaft hinter Golm (2) und den in der Sonne glitzernden Griebnitzsee (3).

Auf unserer Instagram-Seite teilen wir regelmäßig Impressionen von unseren Standorten, zum Beispiel in der beliebten Kategorie #WhereAml.

FLORIAN DÖNAU

 www.instagram.com/unipotsdam



Impressum

**Portal – Studium, Forschung und Gesellschaft
an der Universität Potsdam**
ISSN 1618-6893

Herausgeber:
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Redaktion: Dr. Silke Engel (verantwortlich),
Dr. Jana Scholz

Mitarbeit: Sarah-Madeleine Aust, Antje Horn-Conrad,
Florian Dönau, Isabel Fannrich-Lautenschläger,
Moritz Jacobi, Dr. Stefanie Mikulla, Matthias Zimmermann

Anschrift der Redaktion:
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
Tel.: (0331) 977-113 198, -1474, -1496
Fax: (0331) 977-1130
E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Layout/Gestaltung: unicom-berlin.de

Titelillustration: Andreas Töpfer

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
29. August 2025

Formatanzeigen:
unicom MediaService
Tel.: (030) 509 69 89 -15, Fax: -20
Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 2
www.hochschulmedia.de

Druck: Kern GmbH

Auflage: 3.800

Papier: 100 % Recycling-Papier



www.blauer-engel.de/uz195

- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4



Online-Ausgabe:
www.uni-potsdam.de/de/up-entdecken/upaktuell/universitaetsmagazin

Möchten Sie „Portal“ abonnieren?

Unter dem Link finden Sie nicht nur barrierefreie Versionen des Universitätsmagazins, sondern auch ein Formular, mit dem Sie sich neue Ausgaben kostenlos an Ihre Wunschadresse schicken lassen können.

Nachdruck gegen Belegexemplar bei Quellen- und Autorenangabe frei.

Liebe Leserinnen und Leser.

Man könnte meinen, dass Kinder die Welt ganz anders erleben als wir Erwachsene. Sie nehmen Details wahr, die wir nie entdeckt hätten – dafür scheint ihnen der Sinn fürs Große und Ganze zu fehlen. Warum sollten sie sich auch für die Schule fertigmachen, wenn sie gerade spielen, dass die Wohnung eine Burg ist und die Abstellkammer ein Verlies, in dem ein Schatz versteckt wurde? Sie trödeln, wenn die Erwachsenen es eilig haben, rennen dafür aber an einer stark befahrenen Straße los. Einen Gegenstand erfahren sie mit allen Sinnen, auch wenn das heißt, an einem Schneeball zu lecken oder sich eine Schnecke über die Hand laufen zu lassen. Sie lieben Spielzeug, das grell leuchtet, bunt ist und laute Geräusche macht. Kinder lachen im Schnitt 400 Mal am Tag, während Erwachsene es nur noch 20 Mal schaffen.

Hat die Kindheit einen Wert an sich oder ist sie eine Phase, die nur als Vorbereitung dient für das spätere Leben? Sind Kinder unfertige Erwachsene? Oder können sie vielleicht Dinge, die wir verlernt haben? Haben Kinder das Recht, über unsere Welt mitzubestimmen oder sind sie tatsächlich unmündig? Ist die Kindheit gar das gern beschworene verlorene Paradies? Wir können aus unterschiedlichen Blickwinkeln auf diese Lebensphase zwischen der Geburt und dem Eintritt in die Pubertät blicken. Fest steht, dass die meisten von uns sich im Laufe der Jugend so stark verändern, dass es ihnen nicht mehr leichtfällt, sich in die fremd gewordene Sphäre hineinzusetzen.

Freies Spiel, Fantasie, Neugier, Lust am Lernen, intensive Emotionen wie Freude oder Wut sowie Gefühle von Sorg- und Zeitlosigkeit machen die Kindheit zu etwas Besonderem – wenn nicht Unwiederbringlichem. Im Kontakt mit Kindern können wir viel über Gefühle, auch unsere eigenen, erfahren und sind aufgefordert, Position zu beziehen, Entscheidungen zu treffen und Verantwortung zu übernehmen. Wie war es für uns, Kind zu sein? Wie fühlt es sich an, in unserer Zeit aufzuwachsen und wie wird das Leben heutiger Kinder in 20 oder 30 Jahren aussehen? Kinder können Erinnerungen an unsere Vergangenheit wecken, ihre Zukunft wird jedoch zumindest zum Teil ohne uns stattfinden. Mit ihnen sind wir im Hier und Jetzt.

In dieser Ausgabe des Universitätsmagazins lassen wir Wissenschaftler*innen zu Wort kommen, die sich mit der Kindheit auskennen. Ob Psychologie, Erziehung, Politik, Sprache, Bildung, Literatur oder Sport: Sie diskutieren aus unterschiedlichen Blickwinkeln, was Kinder brauchen, damit es ihnen gut geht, was ihre Freiheiten und Rechte sind und wie wir sie schützen können in einer Welt, die uns zunehmend komplex erscheint.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Lesen.

Dr. Jana Scholz

Inhalt

■ TITEL

06 Von Kindern und ihren Eltern
Die Entwicklungspsychologin Birgit Elsner und die Bildungsforscherin Nina Kolleck im Gespräch über die Kindheit

10 Kinder an die Macht!
Warum Politik schon für die ganz Jungen wichtig ist

14 Die feinen Unterschiede
Gastwissenschaftlerin Sudha Arunachalam über die Sprachforschung mit Kleinkindern

18 Wissenschaftscomic
Spracherwerbsforschung in Ghana

20 Fake News nicht auf den Leim gehen
Die Psychologin Katharina Scheiter erklärt, wie Kinder fit im Umgang mit Medien werden

24 Kann uns Lesen der Natur näherbringen?
Die Literaturwissenschaftlerin Sabine Röttig erforscht ökologische Kinderliteratur

26 Freude an Bewegung
Das EMOTIKON-Projekt gibt Einblick in die Fitness von Kindern



■ STUDIUM

28 Ein Blick unter die Oberfläche
Geophysiker und Studierende der Universität Potsdam suchen im brandenburgischen Lenzen nach Spuren eines jüdischen Friedhofs

32 Berufswunsch: Astrophysikerin
Die Potsdamer Studentin Anna Maria Weiß hat einen Planeten entdeckt

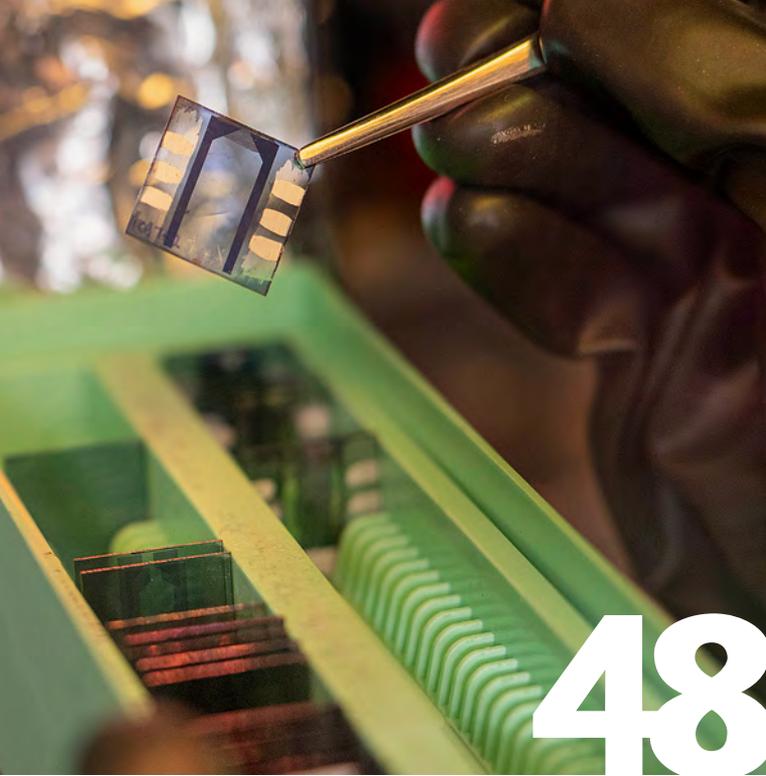
34 „Nachmittags lieber zur Vorlesung als Netflix schauen“
Das Juniorstudium lockt Schüler*innen aus Berlin und Brandenburg an die Universität Potsdam

36 Geht's mir gut?
Andreas Heißel erforscht die psychische Gesundheit von Studierenden

38 Zusammengehörigkeit stärken
Im EDUC Think Lab entwickeln Studierende digitale Tools für die europäische Hochschulallianz

40 Ein Klangfenster mit Blick gen Süden
Der Pianist und Musikdozent Jan Gerdes holt zeitgenössische Klaviermusik aus Afrika in den Hörsaal





48

■ FORSCHUNG

- 42 Rang und Namen**
Neue Forschungsschwerpunkte der Universität Potsdam
- 46 Schon gewusst, dass ... eine Pille künftig Schlaganfällen vorbeugen könnte?**
Forscher*innen finden Wirkstoffe gegen Gefäßfehlbildungen im Gehirn
- 48 Solarzellen: die nächste Generation**
Ein Besuch im Labor des Physikers Dieter Neher
- 52 Wissen kurios**
Der Physiker Dr. Felix Lang antwortet auf die Frage: Was macht eine Solarzelle im Weltraum?
- 54 Poetik des Zuhörens**
Die neue Romanistik-Professorin Jenny Haase interessiert sich für bisher wenig gehörte Stimmen Lateinamerikas
- 56 33 Fragen an ...**
... die Bildungsforscherin und Politikwissenschaftlerin Nina Kolleck
- 62 Wenn ich könnte, würde ich ... in die entlegenen Bereiche unseres Universums reisen!**
Mit dem Astrophysiker Tim Dietrich
- 64 Wenn Gletscherseen ausbrechen**
Feldforschung in Alaska am Puls des Klimawandels

■ GESELLSCHAFT

- 66 Was kostet ein Verbrechen?**
Wirtschaftswissenschaftlerin Anna Bindler über den Zusammenhang von Kriminalität und Ökonomie
- 70 Mit Demut und Diplomatie**
Alumnus Benjamin Weber ist Sportdirektor bei Hertha BSC
- 72 „Kindern etwas beibringen – vielleicht ist das überall auf der Welt gleich“**
Die syrische Lehrerin Entisar Karkokli unterrichtet an einer Grundschule in Wittenberge
- 76 „Narzissmus hat viele Gesichter“**
Ramzi Fatfouta über die unbekannteren Seiten einer Persönlichkeitseigenschaft
- 80 Erleuchtend**
Johannes Gurke „baut“ mit Licht und 3D-Druck neue Materialien für die Medizintechnik
- 82 Ein Stipendium für (fast) jede Lebenslage**
Constantin von Köckritz und Marc Repey fördern den Studenten Max Bense
- 84 „Das Langzeitgedächtnis einer Gesellschaft“**
Das Potsdamer Universitätsarchiv verwahrt historische Unterlagen und Kunstwerke
- 88 Rechtschreibung hoch drei**
Zeichensetzung, Lesehilfen und Reformen
- 90 Fechten wie im Mittelalter**
Die „Schildwache Potsdam“ vermittelt Studierenden historische Kampfkunst
- 92 Mein Arbeitstag**
Viele Bälle in der Luft beim Service für Familien
- 94 Selbsterzählungen und Umbruchspuren**
Melanie Franke weitet den Blick für Geschichte(n) in Kunst aus der DDR
- 96 Frisch gedruckt**
Neuerscheinungen aus der Universität Potsdam
- 98 Goden Dach, wie gait di dat?**
Ein Online-Katalog macht den überlieferten Wortschatz der brandenburgischen Dialekte öffentlich zugänglich

VON KINDERN UND IHREN ELTERN

DIE ENTWICKLUNGSPSYCHOLOGIN
BIRGIT ELSNER UND DIE
BILDUNGSFORSCHERIN **NINA KOLLECK**
IM GESPRÄCH ÜBER DIE KINDHEIT



Kaum sind wir erwachsen geworden, werden Kinder für uns zum Mysterium. Während sie laut und oft lachen, selten stillsitzen und das Leben als Spiel betrachten, sind wir Erwachsenen häufig träge, neigen zum Tunnelblick und versuchen alles, was wir tun, mit der größtmöglichen Effizienz zu machen. Die Kindheit scheint sich von unserer Erwachsenenwelt stark zu unterscheiden. Was macht sie aus? Wie beeinflusst sie unser späteres Leben? Was brauchen Kinder, damit es ihnen gut geht, und ist Erziehung wirklich so herausfordernd, wie die vielen Ratgeber heute vermuten lassen? Darüber sprach Jana Scholz mit Birgit Elsner, Professorin für Entwicklungspsychologie, und Nina Kollack, Professorin für Erziehungs- und Sozialisationstheorie.

Von der Geburt bis zur Adoleszenz: Was zeichnet die Kindheit aus?

Birgit Elsner: Es ist eine Zeit, in der ein Mensch sehr viele Erfahrungen macht und auf verschiedenen Ebenen Fähigkeiten erwirbt. Das betrifft den Bewegungsapparat ebenso wie die mentale Entwicklung. Kinder lernen über das Ausprobieren und Tun. Sie müssen manche Dinge sehr oft erleben, um Routinen zu entwickeln und Abläufe zu verinnerlichen. Ihre motorischen, sozialen und kognitiven Fähigkeiten schulen sie über viele Jahre hinweg.

Nina Kollack: Die Kindheit ist eine prägende Lebensphase, in der sich grundlegende Fähigkeiten, Selbstbild und Weltverständnis entwickeln. Sie ist geprägt von Neugier, Entdeckungsdrang und der Freude am Spiel – all das sind essenzielle Elemente für eine gesunde Entwicklung. Oft wird Kindheit jedoch zu stark aus einer schulzentrierten Perspektive betrachtet, in der vor allem Wissen und Fertigkeiten vermittelt werden, die für das Erwachsenenleben als relevant erachtet werden. Dabei gerät aus dem Blick, dass Kinder nicht nur durch formales Lernen wachsen, sondern vor allem durch selbstständiges Erkunden und Experimentieren wichtige Entwicklungsimpulse erhalten. Gerade dieses freie Entdecken stärkt nicht nur kognitive Fähigkeiten, sondern auch die psychische Gesundheit. Es fördert Unbeschwertheit, Selbstvertrauen und Resilienz – Eigenschaften, die Kinder ein Leben lang begleiten. Zudem haben sie ein fundamentales Bedürfnis nach Geborgenheit und stabilen sozialen Bindungen zu verlässlichen Bezugspersonen.

Die Reformpädagogin Maria Montessori hat einmal gesagt: „Das Spiel ist die Arbeit des Kindes“. Welche Bedeutung hat es aus Ihrer Sicht?

Elsner: Eine ganz erhebliche. Je jünger ein Kind ist, desto schwieriger ist es zu sagen, wann es spielt und wann nicht. Im ersten Jahr geht es ums sensorische Spiel: Wenn sie nicht schlafen oder essen, dann nehmen Babys ihre Umgebung wahr und lernen, ihren Körper zu steuern, und zwar spielerisch. Im Kita-Alter erkunden sie mit allem, was sie tun, ihre Umwelt. Kleinkinder unterscheiden zunehmend zwischen dem Spiel und dem „ernsteren Leben“. Dieser Wechsel des Realitätsbezugs ermöglicht ihnen, in fremde Rollen zu schlüpfen: Was passiert, wenn ich die Person bin, die bestimmt, und nicht die, über die bestimmt wird? So üben sie, die Perspektive eines anderen einzunehmen: Sie erkennen, dass andere Menschen eigene Gefühle, Bedürfnisse und Gedanken haben. Das ist eine wichtige Fähigkeit für das soziale Zusammenleben, um Konflikte auszuhandeln und Freundschaften zu schließen. Das Spiel ist auch mit seinen Ritualen, den Regeln und Wiederholungen wichtig, weswegen Kinder oft nicht genug davon bekommen können. Das Ritual bietet ihnen einen Rahmen, um Neues zu erproben und gibt gleichzeitig Sicherheit.

Die Kleinen sind fast den ganzen Tag in Bewegung. Sie fallen hin und stehen wieder auf, sie sind ziemlich beweglich und haben scheinbar unerschöpfliche Kräfte. Sind sie fitter als Erwachsene?

Kollack: Ja und nein. Kinder haben tatsächlich einen höheren Stoffwechsel als Erwachsene. Sie „verbrennen“ Energie schneller und erholen sich oft in kürzester Zeit. Das gibt ihnen diesen scheinbar endlosen Bewegungsdrang. Aber wenn sie wirklich erschöpft sind, brauchen sie sofort eine Pause – während wir Erwachsenen uns oft noch eine ganze Weile weiterschleppen können. Ihr Energielevel hängt aber auch stark von der Motivation ab. Ein Spaziergang ist für viele zum Beispiel total langweilig. Sie wollen nicht weiterlaufen. Aber sobald ein Spielplatz in Sicht ist, haben sie plötzlich wieder Energie und rennen los. Ein weiterer Punkt: Kinder haben weniger langfristige Sorgen als Erwachsene. Sie leben mehr im Moment und tragen weniger Verantwortung, was ihre mentale Belastung reduziert. Aber das heißt nicht, dass sie keinen Stress haben – gerade auch Konflikte mit Freunden können ihnen enorm zusetzen.



DR. JANA SCHOLZ



Birgit Elsner
ist seit 2008 Professorin für
Entwicklungspsychologie an
der Universität Potsdam.

birgit.elsner@uni-potsdam.de



Nina Kolleck
ist seit 2023 Professorin
für Erziehungs- und
Sozialisationstheorie an der
Universität Potsdam.

nina.kolleck@uni-potsdam.de

Eloner: Auch das Gehirn braucht im Kindesalter unglaublich viel Nahrung. Ständig bilden sich neue Nervenverknüpfungen, damit Informationen schneller übertragen werden können.

Apropos Wachstum: Welche Schritte durchlaufen Kinder in ihrer Entwicklung?

Eloner: In den ersten zwei Jahren sehen wir viele motorische Meilensteine: Die Kleinen lernen, sich vom Bauch auf den Rücken zu drehen, eigenständig zu sitzen, alleine zu gehen, Treppen zu steigen, auf Zehenspitzen zu gehen und auf der Stelle zu hüpfen. Im Kita-Alter sind die Meilensteine nicht mehr ganz so auffällig, gerade in der Feinmotorik: Sie üben, das Essbesteck zu benutzen, einen Stift zu halten und Knöpfe zu schließen. Auch in der geistigen Entwicklung gibt es solche Meilensteine: Etwa am Ende des zweiten Lebensjahrs entwickeln Kinder ein neues Verständnis von sich selbst und ihrem Verhalten. Sie entwickeln auf sich selbst bezogene Emotionen wie Stolz, Scham oder Schuldgefühle und damit auch die Basis für so etwas wie ein moralisches Verständnis. Dadurch sind sie zunehmend in der Lage, Erziehungsanforderungen zu folgen. Entsprechend beginnen Eltern, stärker erzieherisch auf sie einzuwirken. Im Kita-Alter lernen sie auch, sich selbst zu regulieren und die eigenen Bedürfnisse für eine gewisse Zeit zurückzustellen.

Woran kann es liegen, wenn wichtige Schritte nicht gelingen?

Kolleck: Die Entwicklung eines Kindes ist von vielen Faktoren geprägt, darunter genetische Veranlagungen, neurologische Prozesse und Umwelteinflüsse. Nicht alle Kinder durchlaufen Entwicklungsschritte im gleichen Tempo oder auf die gleiche Weise – es gibt eine große individuelle Variabilität. Kinder mit neurodivergenten Entwicklungsprofilen, etwa aus dem Autismus-Spektrum, erwerben bestimmte Fähigkeiten anders oder in einem anderen Zeitfenster als neurotypische Kinder. Selbst innerhalb einer Familie sind die Unterschiede groß: Während ein Kind früh spricht, aber später laufen lernt, kann es bei Geschwistern genau umgekehrt sein. Eine verlässliche und feinfühlig Bezugsperson unterstützt Kinder dabei, ein stabiles Urvertrauen in ihre Umwelt zu entwickeln. Unsichere oder unvorhersehbare Bezugspersonen können dagegen Stress erzeugen, der sich auf die gesamte Entwicklung auswirkt – auch auf motorische, sprachliche oder soziale Fähigkeiten.

Daher ist es essenziell, den frühkindlichen Bereich nicht nur als Betreuungsfrage für berufstätige Eltern zu betrachten, sondern als wichtiges Element für die kindliche Entwicklung. Wissenschaftliche Studien zeigen, dass frühzeitige Förderung in qualitativ hochwertigen Betreuungseinrichtungen die Chancengerechtigkeit verbessern kann – besonders für Kinder, die zu Hause nicht die gleiche Unterstützung erhalten.

Unter Eltern ein heißes Eisen: Wie können Väter und Mütter ihre Kinder gut aufs Leben vorbereiten?

Eloner: Für Eltern ist es heute oft schwierig, auf ihre Intuition zu vertrauen. Und Erziehung funktioniert nicht für alle Eltern gleich. Ratgeber können Tipps bieten, aber ob diese zu jeder Familie passen, steht auf einem anderen Blatt. Die entwicklungspsychologische Forschung zeigt, dass eine liebevoll zugewandte Erziehung wichtig ist, also dass Eltern emotional warm und zugänglich sind. Gleichzeitig sollten sie Strukturen setzen, diese möglichst einhalten und ans Alter der Kinder anpassen. Kinder, die in der Lage sind, sich an Regeln zu halten, können sich auch gut regulieren. Das greift ineinander. Zudem wissen wir meist ziemlich genau, welches Verhalten wir beim Kind nicht sehen wollen, aber sagen ihm nicht, welches Verhalten wir wünschenswert finden. Gerade jüngere Kinder brauchen hier Anleitung. Wir sollten sie loben, wenn sie etwas gut machen, aber sie gleichzeitig nicht für alles rühmen. Lob und Kritik sollten sich die Waage halten.

Kolleck: Ich kann das nur unterstreichen: Eltern stehen heute unter hohem Druck, alles richtig zu machen. Erziehungsratgeber boomen, doch oft sind die Ratschläge widersprüchlich. Dabei zeigen zahlreiche Studien, dass es nicht auf einzelne Methoden ankommt, sondern auf grundlegende Prinzipien: Kinder brauchen eine verlässliche, liebevolle Bindung, wollen ernst genommen werden, Aufmerksamkeit erhalten und sich sicher fühlen. Zudem beobachte ich eine Verschiebung der elterlichen Vorsicht. Einerseits gibt es eine wachsende Sorge um physische Risiken – Kinder klettern seltener auf Bäume oder spielen unbeaufsichtigt, weil Eltern mögliche Verletzungen fürchten. Dabei zeigen Studien, dass genau solche körperlichen Erfahrungen wichtig sind, um ein gutes Körpergefühl zu entwickeln, Risiken realistisch einzuschätzen und Resilienz aufzubauen. Andererseits gibt es einen gegensätzlichen Trend im Umgang mit digitalen Medien. Viele Kinder konsumieren Inhal-

te auf Plattformen wie YouTube oder TikTok, die nicht altersgerecht sind. Früher, intensiver Medienkonsum kann die Aufmerksamkeitsspanne, die soziale Interaktion und die emotionale Regulation beeinflussen. Die American Academy of Pediatrics empfiehlt, dass Kinder unter zwei Jahren möglichst keine Bildschirmzeit haben sollten, da direkter zwischenmenschlicher Austausch für ihre Entwicklung essenziell ist. Zwar gibt es noch keine Langzeitstudien zu den Auswirkungen digitaler Medien auf Kinder, doch erste Ergebnisse zeigen, dass übermäßiger Konsum negative Effekte haben kann.

Eltern stehen also vor der Herausforderung, eine ausgewogene Herangehensweise zu finden: Ein gesundes Maß an Selbstständigkeit, kombiniert mit klaren, altersgerechten Regeln für den Medienkonsum, kann Kindern helfen.

Das liebste Kleidungsstück ist in der Wäsche oder die Croissants sind ausverkauft: Situationen wie diese sind von vielen Eltern gefürchtet, schließlich können sie heftige Wutanfälle auslösen. Wie erleben Kinder ihre Gefühle und wann lernen sie, angemessen mit ihnen umzugehen?

Elzen: Je kleiner Kinder sind, desto mehr Hilfe von außen brauchen sie, um ihr Verhalten, ihre Emotionen und ihren Erregungszustand zu regulieren. Selbstregulation heißt, das eigene Erregungsniveau auf einen angenehmen Zustand zu bringen: also nicht zu aufgeregt und nicht zu wenig angeregt zu sein. Wie dieser angenehme Zustand aussieht, darin unterscheiden sich Menschen, auch wir Erwachsenen. Bereits Babys schließen die Augen und wenden den Kopf ab, wenn sie Ruhe suchen. Wir alle haben solche Strategien. Aber Babys, die quengeln oder schreien, brauchen Unterstützung: Nehmen wir sie auf den Arm, bieten wir ihnen externe Regulationshilfen. Bis ins Grundschulalter benötigen Kinder Hilfe von außen, um ihre Gefühle in den Griff zu bekommen – gelingt das nicht, steigern sie sich in Erregungszustände hinein. Bei Trotzverhalten oder Wutanfällen sind deshalb Rückzugsmöglichkeiten wichtig: Die Bezugspersonen sollten Kindern die Möglichkeit geben, sich zu beruhigen, um danach zu besprechen, was los war und was dem Kind in Zukunft helfen könnte.

Kollets: Kinder dürfen auch mal laut sein und ihre Wut zeigen, das ist etwas Gutes. Wir sollten nicht nur ihre positiven, sondern auch die negativen Gefühle zulassen und ihnen Raum dafür geben.



KINDER AN DIE MACHT!

WARUM POLITIK SCHON FÜR DIE
GANZ JUNGEN WICHTIG IST



MATTHIAS ZIMMERMANN



Politik, zumal die Demokratie, lebt vom Mitmachen. Jeder sollte wissen, wie sie funktioniert, und sich einbringen. Möglichkeiten gibt es zuhauf. Nicht wenige meinen, damit könne man nicht früh genug anfangen. Kinder könnten und sollten schon in der Kita oder Grundschule Politik entdecken – und vor allem machen. Aber wie gelingt das?

Es ist Mittwoch, 11.30 Uhr. In der Medienbibliothek der Evangelischen Grundschule Babelsberg sitzen knapp 20 Kinder auf Bänken und Hockern, die im Kreis aufgestellt sind. Ein Mädchen kommt herein, in der Hand einen Teller mit Bratwurst und Sauerkraut, andere mümmeln an ihren Pausenbroten. Die Stimmung ist gelöst, es wird geschwätzt. Dabei wird es gleich ernst, denn es geht um alles. Im KiPa, dem Kinderparlament der Schule, steht eine wichtige Frage an: Sollten Süßigkeiten künftig aus den Brotboxen verschwinden? Langes Vorgeplänkel gibt es nicht. Miriam Meeden, Ganztagspädagogin, die das Gremium koordiniert, begrüßt die Runde fröhlich. Dann geht sie einen Stapel kleiner Zettel durch, auf die vorab alle Kinder Themen notieren durften, über die sie reden wollen. Die Agenda ist kurz, aber drängend. Gefordert werden eine Fußballplatz-Zeit nur für Mädchen, Sprudelwasser im kleinen Haus, saubere Toiletten und keine Kaugummis mehr unter Hausschuhen.

Fußballplatz und Süßigkeiten

Das KiPa ist kein Bundestag. Hier geht es nicht um Migration, Strukturreform und Zeitenwende. Und das ist gut so, denn hier wird verhandelt, was den Schüler*innen wirklich auf den Nägeln brennt. „Auf Politik treffen die Kinder überall in ihrem Umfeld, ohne dass sie sich dessen bewusst sind“, erklärt Dr. Maik Wienecke, akademischer Mitarbeiter an der Professur Didaktik der Geschichte der Universität Potsdam. „Verkehrsschilder auf dem Schulweg, Fluchtwege in der Schule, Inhaltsstoffe in Süßigkeiten, alles ist Grundlage von Regeln und Beschlüssen. Genau hier sollte Unterricht ansetzen.“

Das muss er auch. Denn viele Menschen scheinen nicht (mehr) zu wissen, wie demokratische Teilhabe aussieht: was sie erreichen kann, welche Mittel dazugehören und wie wichtig es ist, einander zuzuhören. „Die aus meiner Sicht wichtigsten Prinzipien sind hier der Lebensweltbezug und die Mehrperspektivität“, sagt Wienecke. Das bedeutet zum einen: Wenn es um Süßigkeiten in der Brot-

dose geht, sind auf jeden Fall in der Grundschule alle dabei, Teenager wollen vielleicht eher über Regeln zur Mediennutzung diskutieren. Zum anderen ist es wichtig, solche Themen dann auch wirklich demokratisch auszuhandeln: „Anhand der Beispiele lernen die Kinder, dass Veränderungen nicht für alle Betroffenen gleich schlecht oder gut sind“, erklärt Wienecke. „Erst, wenn die Kinder unterschiedliche Sichtweisen auf das Problem kennenlernen, entwickeln sie ein Verständnis von Politik. So wird ihnen überhaupt erst bewusst, dass Diskussionen, Argumente und letztlich Kompromisse notwendig sind.“

Im KiPa der Evangelischen Grundschule Babelsberg hat die Sitzung Fahrt aufgenommen. Manche Parlamentarier liegen auf den Tischen, andere essen noch immer. Disziplin wird hier nicht großgeschrieben – und doch funktioniert das Gremium. Die Kinder hören einander zu, gehen auf Argumente der anderen ein, bringen Themen konzentriert zu Ende. Natürlich bleiben Konflikte nicht aus. Ein Junge will den Fußballplatz nicht kampflos aufgeben: „Ich spiele dort jeden Tag. Wenn jetzt eine Stunde nur für Mädchen reserviert wird, finde ich das schon doof.“ Miriam Meeden moderiert behutsam. Nach 30 Minuten ist die Sitzung vorbei. Entscheidungen werden in die Klassen, das Lehrkräfte-Team oder die Schulkonferenz weitergegeben: Eine Umfrage soll zeigen, wann die Mädchen den Fußballplatz allein nutzen wollen, die Schulleitung ist aufgefordert, sich der Toiletten anzunehmen – und zu den Kaugummis unter den Hausschuhen gibt es einen Aufruf, den die Schüler*innen in ihrem Klassenrat vorstellen. „Dieser findet wöchentlich statt und wird von den Kindern selber geleitet“, erklärt Schulleiterin Susanne Anders. Entwickeln sich dort Themen, die die gesamte Schulgemeinschaft betreffen, werden sie von den „KiPa-Kindern“ ins Kinderparlament eingebracht. „Je älter die Schülerinnen und Schüler werden, umso interessanter werden auch gesellschaftspolitische Fragen. Für die wöchentliche aktuelle Stunde bereitet sich ein Kind auf ein aktuelles Thema vor und teilt diese Informationen mit den anderen. Im Anschluss wird oft auf hohem Niveau diskutiert.“

Mitbestimmen, was an der Schule passiert

Politik ist kein Sprint, sondern ein Dauerlauf. „Die politische Bildung ist eine dauerhafte Aufgabe und darf nicht allein dann hinzugezogen werden, wenn es irgendwo ‚brennt‘“, sagt Iris Baumgardt,



Iris Baumgardt
ist seit 2021 Professorin für Grundschulpädagogik Sachunterricht, Gesellschaftswissenschaftlicher Schwerpunkt, an der Universität Potsdam.



Maik Wienecke
ist seit 2017 akademischer Mitarbeiter an der Professur für Didaktik der Geschichte für den Fachbereich Gesellschaftswissenschaften.



Max Droll
ist seit 2015 akademischer Mitarbeiter an der Professur für Politische Bildung.



Die Kinder der Evangelischen Grundschule in Babelsberg durften bei der Neugestaltung ihrer Klassenräume Wünsche einbringen und sogar an den Möbeln mitbauen.



Professorin für Grundschulpädagogik Sachunterricht an der Universität Potsdam. „Sie fängt bereits in der Kita an, wird in der Grundschule fortgeführt und sollte sich als eine zentrale Aufgabe durch die gesamte Schullaufbahn ziehen.“ Es gilt also, das Interesse von Kindern und Jugendlichen an dem Politischen in ihrer Lebenswelt von Anfang an aufzugreifen und in der Schule anzureichern und auszudifferenzieren. Das klingt gut, ist aber auch anstrengend, wie Max Droll erklärt, der als akademischer Mitarbeiter an der Professur für Politische Bildung künftige Lehrer*innen ausbildet. „In der Praxis bedeutet dies, dass wir uns als Lehrer und Eltern selbst reflektieren müssen. Wir sollten traditionelle Machtstrukturen hinterfragen und den Mut haben, Kindern und Jugendlichen echte Mitbestimmung zu gewähren.“

An der Evangelischen Grundschule in Babelsberg hat politische Teilhabe tatsächlich noch mehr Räume gefunden: So wurden die Schülerinnen und Schüler in die Neugestaltung ihrer Klassenräume einbezogen, durften Wünsche einbringen, zum Teil an den neuen Möbeln sogar mitbauen. Das Ergebnis ist beeindruckend: Kein Raum ist gleich, überall gibt es Emporen mit Leseecken, hohe Arbeitstische, die an eine Bar erinnern, niedrige, an denen man auf dem Boden sitzt. Die Kinder kommen morgens, suchen sich einen Platz, der zu ihnen und ihrer Arbeitsweise passt. Sitzordnungen werden selten gebraucht. Immer wieder drehen sich auch Unterrichtsprojekte um die Gestaltung und Abläufe der Schule – mal ist es eine Umfrage zum Lieblingsnachtisch, mal entwirft eine Klasse den Schulhof neu und Ideen für neues Spielzeug gleich mit.

„Wir erleben Demokratie oft als ein Regelwerk mit vielen verabredeten Strukturen vom Wahlrecht bis zum Minderheitenschutz, aber lebendig wird sie vor allem durch die demokratische Haltung der Beteiligten“, erklärt Susanne Anders das Ziel der Schule. Die scheint sich bei den KiPa-Kindern selbstbewusst zu entwickeln: „Wir wollen mitbestimmen, was an der Schule passiert“, sagt ein Junge, vielleicht neun Jahre alt, nach der Sitzung. „Es wäre blöd, wenn das nur die Erwachsenen machen würden.“ Und sie sind sich erfreulich einig, dass es funktioniert. „Wir merken schon, dass die Lehrer das ernst nehmen, wenn wir auf ein Problem aufmerksam machen“, ergänzt eine Zweitklässlerin. Was sie dabei lernen: Sich einbringen bewirkt etwas. „Wichtig ist, dass Kinder die Wirkung ihrer Teilnahme sehen, damit sie begreifen, dass ihre Stimme zählt“, ist Max Droll überzeugt.

„POLITISCHE BILDUNG BLEIBT EINE STETE AUFGABE DER GESELLSCHAFT“

Max Droll, akademischer Mitarbeiter an der Professur für Politische Bildung, sprach mit Matthias Zimmermann darüber, wie Kinder Politik erleben und erlernen sollten.

Politik und Kinder – passt das zusammen?

Kinder erleben im Alltag immer wieder Situationen, die demokratische Entscheidungsprozesse widerspiegeln, ohne dass sie diese als solche erkennen. Zum Beispiel, wenn in der Kitagruppe die folgende alltägliche Frage diskutiert und nach dem Wunsch der Mehrheit entschieden wird: Lieber draußen auf dem Spielplatz oder drinnen spielen? Solche und viele anderen Entscheidungen in der Gruppe erfordern oft die Fähigkeit zum Kompromiss – eine zentrale Kompetenz in der Politik. Diese Erfahrungen sind prägend, weil Kinder dadurch lernen, dass Partizipation wichtig ist und dass ihre Meinungen geachtet werden sollten. Allerdings sollte dies altersgerecht gestaltet sein. Das bedeutet, dass sie die Möglichkeit erhalten, Entscheidungen in einem Rahmen zu treffen, den sie verstehen und in dem sie sich sicher fühlen. Wenn Kinder lernen, dass Kompromisse notwendig sind und dass es nicht immer nur um das Durchsetzen der eigenen Meinung geht, können wir ihnen die Grundlagen für ein politisch mündiges Verhalten vermitteln.

Wie sieht altersgerechte Vermittlung von Politik für die ganz Jungen aus? Müssen sie politische Strukturen und Prozesse kennen?

Politische Bildung beginnt nicht erst im Fachunterricht, sondern in der Interaktion mit einer Welt, die für Kinder relevant ist. Bereits im Alter von vier bis sechs Jahren können sie spielerisch an Entscheidungen beteiligt werden, die ihren Alltag betreffen. Kinder sollten erfahren, wie es ist, aktiv an Veränderungsprozessen teilzunehmen. Ein Beispiel wäre ein Schulprojekt zur Umgestaltung

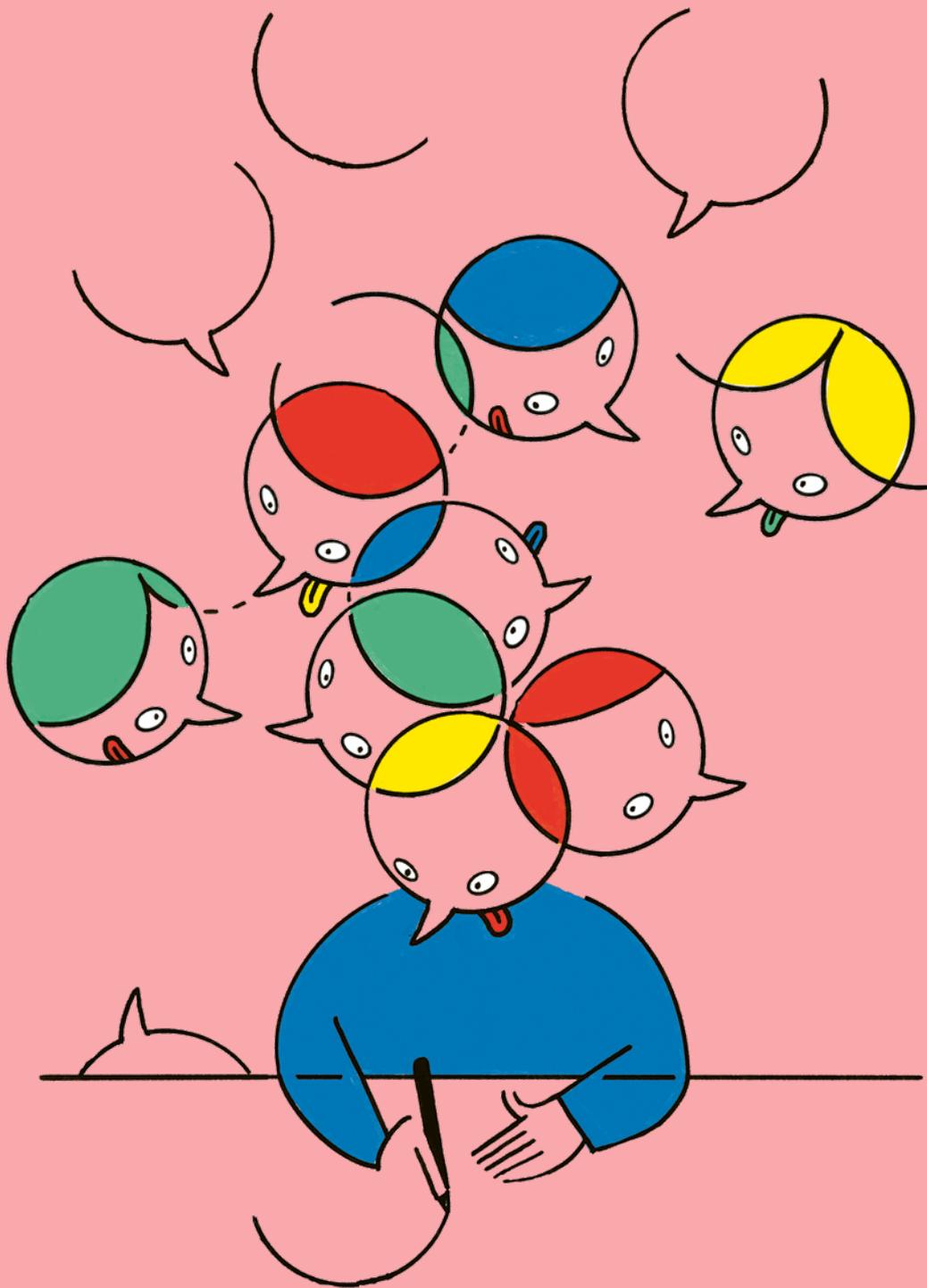
eines Spielplatzes, bei dem Kinder ihre Wünsche äußern dürfen. Solche realen Erfahrungen sind bei Weitem wertvoller als isolierte Simulationen wie Juniorwahlen, die oft die Erwartungen der Schüler verfehlen, da sie keinen greifbaren Einfluss auf ihr Leben haben. Die Schüler müssen erkennen, dass demokratische Prozesse lange dauern und manchmal frustrierend sein können, aber letzten Endes die Grundlage für eine gerechte und funktionierende Gesellschaft bilden.

„Kinder an die Macht“?

Ja, wenn es um ihre Belange geht. Kindern echte Mitbestimmung zu gewähren, ist oft ein schwieriger Prozess, insbesondere weil gewohnte Muster durchbrochen werden müssen. Dennoch ist es unerlässlich, damit Schüler ermutigt werden, ihre Rolle als junge Bürgerinnen und Bürger verantwortungsvoll wahrzunehmen.

Wie kann politische Bildung einer fortschreitenden Spaltung der Gesellschaft entgegenwirken?

Politische Bildung hat zwar keine kurzfristig wirksame Feuerwehrfunktion, muss aber offen und kritisch auf aktuelle politische Entwicklungen eingehen. Eine Herausforderung besteht darin, dass Parteien, insbesondere die AfD, Politik mit angeblichen Problemen machen, die keine faktische Relevanz haben. Es ist Aufgabe politischer Bildung, Menschen zu befähigen, ihre tatsächlichen Bedürfnisse und Anliegen erkennen und äußern zu können. Denn das ist grundlegend für ein freiheitlich-demokratisches Gemeinwesen.



DIE FEINEN UNTERSCHIEDE

Gastwissenschaftlerin Sudha Arunachalam über
die Sprachforschung mit Kleinkindern

Für ihre Erkenntnisse zum frühkindlichen Spracherwerb wurde die Linguistin Sudha Arunachalam von der Alexander von Humboldt-Stiftung bereits mit dem Friedrich-Wilhelm-Bessel-Forschungspreis ausgezeichnet. Ihre Hypothesen überprüft die US-Amerikanerin, die vor kurzem als Gastwissenschaftlerin an der Universität Potsdam weilte, auch in Zusammenarbeit mit dem BabyLAB.

Womit beschäftigt sich Ihre Forschung?

Der Großteil meiner Arbeit dreht sich um die Frage, wie Kinder die Bedeutung von Wörtern erfassen. Wir wissen, dass Kinder dabei auf bestimmte Strategien und Mechanismen zurückgreifen, abhängig von den Eigenschaften der jeweiligen Sprache. Es ist wichtig, diese Prozesse in verschiedenen Sprachen zu untersuchen, damit unsere Theorien nicht nur auf einer Sprache, Kultur oder Gesellschaft basieren. Unsere bisherigen Theorien dazu gründen vor allem auf Beobachtungen in sogenannten WEIRD-Gesellschaften: westlich geprägten, industrialisierten, reichen und demokratischen Gesellschaften. Doch schaut man auf Gesellschaften, auf die diese Kategorien nicht zutreffen, bekommen wir ein anderes Bild.

Können Sie das an einem Beispiel illustrieren?

Wenn Sie ein Lehrbuch über kindliche Entwicklung aufschlagen, finden Sie zu der Thematik, wie Kinder neue Dinge lernen, mit großer Wahrscheinlichkeit ein Foto, das Eltern beim Spielen mit ihrem Kind zeigt. In weiten Teilen der Erde tun die Erwachsenen so etwas nicht. Die Kinder sind in vielen Gesellschaften einfach da, spielen mit anderen Kindern und haben eine große Gemeinschaft um sich herum. Sie leben vielleicht nomadisch oder verbringen viel Zeit mit Feldarbeit, und die Kinder sind einfach involviert in das, was die Gemeinschaft der Erwachsenen gerade tut, und nicht umgekehrt. Das ist der soziokulturelle Aspekt. Und dann kommt noch die Sprache selbst ins Spiel. Dazu untersuchen wir, wie Kinder speziell Verben lernen, die sie noch nie zuvor gehört haben.

Warum gerade Verben?

Verben sind oft schwieriger zu lernen. Ich kann auf Gegenstände zeigen, aber Tätigkeiten sind

meist dynamisch und flüchtig. Trotzdem lernen kleine Kinder schon im Alter von einem oder zwei Jahren solche Verben. Wir vermuten, dass Kinder sich dabei die Satzstruktur zunutze machen, in der das Verb gebraucht wird. Eine Idee, die auf die Sprachwissenschaftlerin Lila Gleitman zurückgeht, eine der Koryphäen auf diesem Gebiet. Wenn ich etwa wissen will, was „werfen“ bedeutet, ist es hilfreich, dass gleich danach häufig ein „Ball“ erwähnt wird – es scheint also etwas zu sein, das man mit dem Ball machen kann. Auch Bedeutungspaare helfen bei der Entschlüsselung, etwa wenn ich etwas hergebe und das gleichzeitig bedeutet, dass jemand anderes es entgegennimmt. Wir glauben, dass Kinder besonders darauf achten, welche anderen Wörter um das Verb herum gebraucht werden und ihren Bedeutungsgehalt so immer näher eingrenzen.

Wie genau lässt sich das überprüfen?

Wir können Experimente durchführen und Kindern zwei Videos zeigen. Eines zeigt, wie jemand etwas mit einem Objekt macht, und ein anderes zwei Subjekte, die etwas gemeinsam tun. Bei ganz jungen Kindern, die noch nicht zuverlässig auf etwas zeigen können oder wollen, verwenden wir Eye-Tracking, also Methoden zur Blickerfassung. Und wenn sie dann einen Satz hören wie „der Junge streichelt den Hund“, dann zeigen oder schauen viele Kleinkinder tatsächlich auf den richtigen Bildschirm. Dazu gibt es zahlreiche Versuche mit Kindern, die Englisch als Muttersprache lernen. Wir vergleichen das derzeit mit Kindern, die Koreanisch sprechen, sowie mit deutschsprachigen Kindern.

Warum diese beiden Sprachen?

Im Englischen verwenden wir meist Subjekt – Verb – Objekt, im Koreanischen dagegen Subjekt – Objekt – Verb. Die Ergebnisse unserer bisherigen Studien deuten darauf hin, dass es für Kinder in koreanischer Sprache schwieriger ist, die Verben zu begreifen, als im Englischen, wo das Tätigkeitswort mittig im Satz eingebettet ist. Im Koreanischen müssen sie versuchen, das Verb quasi rückwirkend zu diesen zwei Substantiven in Beziehung zu setzen. Für die sprachlichen Kapazitäten von Zweijährigen ist das eine ziemliche Herausforderung. Dieses Experiment führten wir in Potsdam mit einer Sprache durch, in der verschiedene Satzstrukturen möglich und geläufig



MORITZ JACOBI



Sudha Arunachalam ist Professorin im Fachbereich Communicative Sciences and Disorders an der New York University (USA). Zusammen mit Wissenschaftler*innen auf der ganzen Welt – darunter Prof. Dr. Barbara Höhle von der Uni Potsdam – untersucht sie, wie Kinder andere Sprachen als Englisch erlernen, und wie die Interaktion von Erwachsenen und Kindern das Lernverhalten fördern kann.

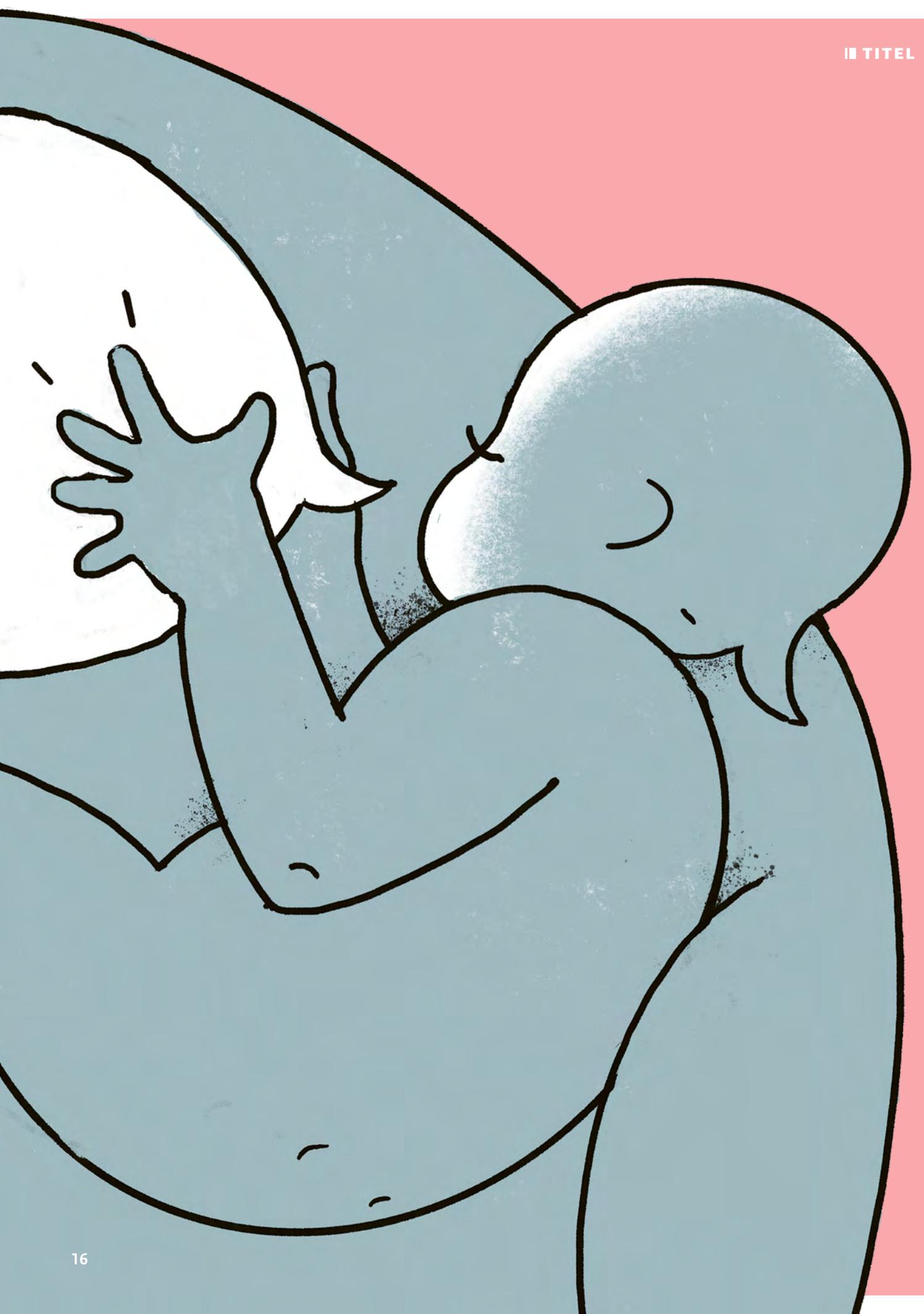


fig sind. Deutsch ist dafür sehr gut geeignet, hier steht das Verb mal am Anfang, mal in der Mitte oder am Ende.

In welchem Setting finden diese Experimente statt?

Es gibt hier eine ganz tolle Einrichtung: das BabyLAB. Eltern aus der Region kommen dort mit ihren Kindern für eine halbe oder eine Stunde zu Besuch und schauen mit dem Kind ein Video. Die Kinder bekommen für ihre Teilnahme ein kleines Dankeschön. Die Eltern haben oftmals nicht nur das gute Gefühl, zur Wissenschaft beizutragen, sondern lernen auch etwas über ihr Kind und seinen Spracherwerb in diesem Alter.

Begegnen Ihnen bei Ihrer Arbeit Mythen zur Sprachentwicklung von Kindern?

Mitunter herrschen starre Vorstellungen vor in Bezug auf das Zeitfenster, in dem Kinder anfangen zu sprechen. In der Realität geht das sehr weit auseinander. Aber eines der traurigsten Missverständnisse, die mir begegnen, betrifft die Mehrsprachigkeit, von der manche Eltern und mitunter auch Ärzte meinen, sie überfordere oder verwirre das Kind in seiner sprachlichen Entwicklung. Eine Befürchtung, die vor allem in monolingualen Gesellschaften zirkuliert. Dabei ist der Großteil der Weltbevölkerung mehrsprachig. Ein ähnliches Problem sind Vorbehalte gegenüber Gebärdensprache, die – so ein verbreiteter Irrglaube – ein hörgeschädigtes Kind daran hindere, später eine gesprochene Sprache zu lernen. Im Gegenteil: Wer einem gehörlosen Kleinkind ausschließlich mit gesprochener Sprache begegnet, zu der es keinen Zugang hat, nimmt ihm die Möglichkeit, überhaupt eine Sprache zu finden. Eine Erstsprache im späteren Alter zu erlernen, ist dann extrem schwierig und für einige fast unmöglich.

Macht es für das Lernen der Erstsprache einen Unterschied, ob die Muttersprache grammatikalisch komplex oder „schwierig zu erlernen“ ist?

Das ist ein bisschen kontrovers. In der Wissenschaft ist der „Schwierigkeitsgrad“ kein Kriterium, wir können eine Sprache nicht als objektiv schwieriger oder einfacher bezeichnen. Ist eine Sprache in bestimmter Hinsicht kompliziert, so

ist sie für gewöhnlich in anderer Hinsicht das genaue Gegenteil. Das hängt mit der Art zusammen, wie wir kommunizieren: Hat eine Sprache eine komplexe Struktur mit vielen Regeln, so lässt sie wenig Raum für Ambiguität. Für Sprecher*innen ist sie zwar schwieriger zu lernen, dafür ist der Inhalt des Gesprochenen für die Adressat*innen umso einfacher zu verstehen. Unterm Strich sind alle Sprachen deshalb mehr oder weniger ähnlich komplex, nur eben auf unterschiedliche Weise.

Sie forschen und publizieren unter anderem zum sogenannten „nicht-interaktiven“ Lernen. Was genau ist damit gemeint?

Wenn die Hypothese stimmt, dass Kinder besonders auf die Satzstruktur achten, in der ein Verb verwendet wird, dann sollte das im Prinzip auch ohne eine soziale Situation funktionieren. Wenn also das Kind sich allein mit etwas beschäftigt, zum Beispiel Bilder ausmalt, und dazu passende Sätze aus einem Lautsprecher hört, müsste sich ein Lerneffekt einstellen. Und wir haben herausgefunden, dass das tatsächlich der Fall ist und auch auf Kinder mit Autismus zutrifft. Als ich damals damit anfang, wusste ich noch nicht viel über Autismus, aber durch diese Forschung haben wir immerhin eine Hypothese dafür, wie Kinder mit Autismus auf ihre ganz eigene Weise eine Sprache lernen.

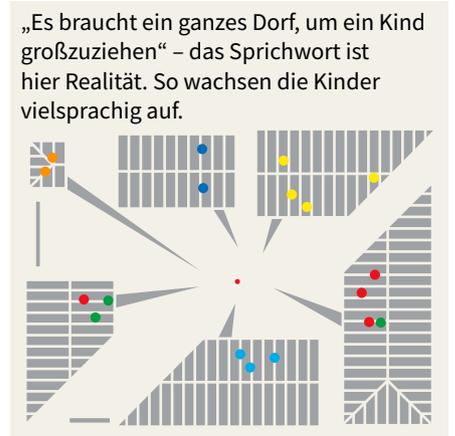
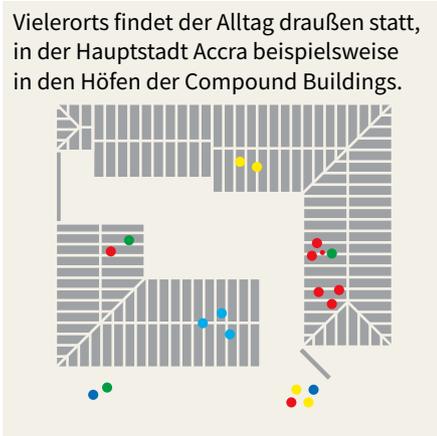
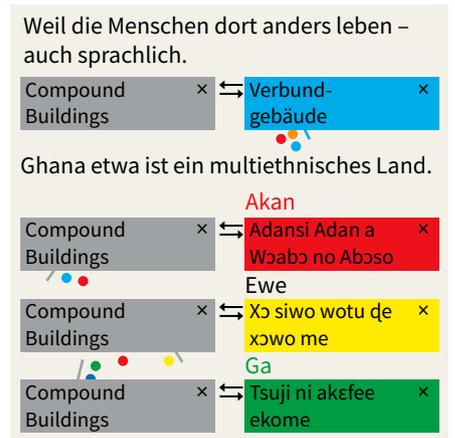
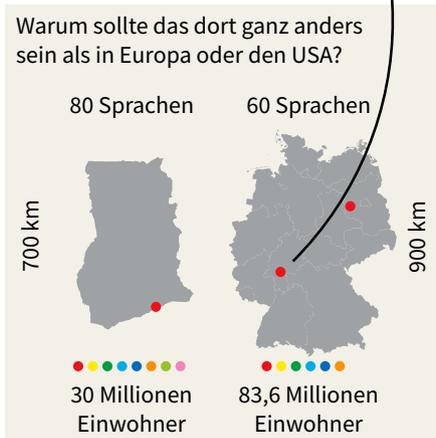
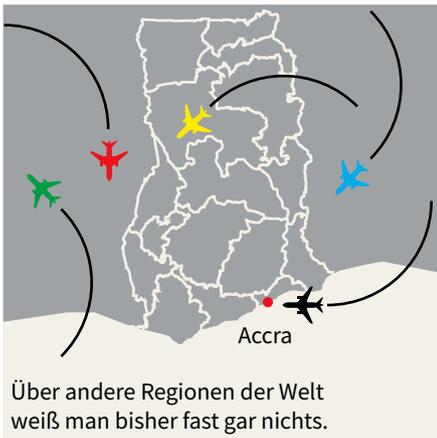
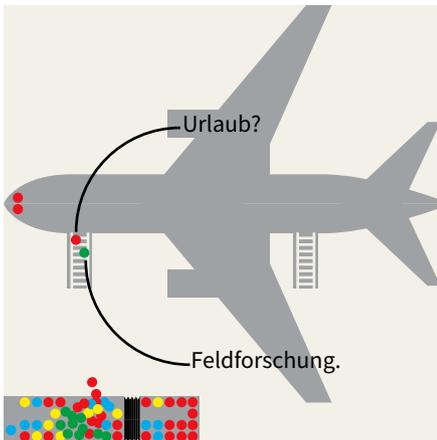
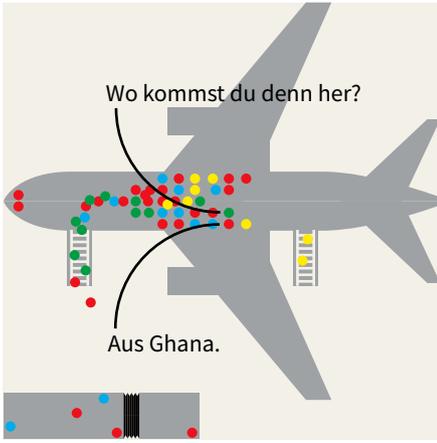
Also Entwarnung für all jene Eltern, die nicht so viel Zeit mit ihren Kindern verbringen? Immerhin gibt es sprachlichen Input auch aus diversen Endgeräten.

In unseren Experimenten sind die Inhalte sehr limitiert und das, was die Kinder lernen sollen, extrem vereinfacht. Sie müssen es nicht einmal memorieren und später wiederholen oder dergleichen. Für echtes Lernen braucht es jedoch mehr als nur das Hören eines Satzes. Gerade der Fernseher ist problematisch, weil hier überhaupt keine Interaktion stattfindet, die das Kind auf irgendeine Weise aktiviert. Meine eigene Biografie ist ein gutes Beispiel: Ich habe zu Hause ständig Tamil gehört und verstehe es ganz gut. Aber ich kann es praktisch kaum sprechen, weil ich es nie gebraucht und geübt habe. Selbst zu sprechen, ist für den Erwerb einer Sprache essenziell, da reicht bloßes Fernsehen nicht aus.

Für Eltern von Kleinkindern ist die Teilnahme an den spielerischen Experimenten im **BabyLAB** eine ideale Gelegenheit, von Entwicklungspsycholog*innen und Linguist*innen etwas über die Fähigkeiten ihrer Schützlinge zu erfahren.

➔ **Anmeldung unter**





Aber wie lässt sich das erforschen?

Wir versuchen, einen typischen Tag dieser Kinder zu rekonstruieren.

Indem wir ihre Mütter befragen und sie mit einem „Logbuch“ ausstatten, in dem festgehalten wird, mit welchen Sprachen sie in Kontakt kommen.

Die meisten Kinder wachsen vom ersten Tag an mit zwei bis sechs Sprachen auf.

Englisch, aber auch ghanaische wie Akan, Ewe, Ga und Krobo. In manchen spricht jemand mit ihnen, andere nehmen sie eher indirekt auf.

Manche hören alle Sprachen von Mutter und Vater ...

... andere von bis zu sechs verschiedenen Sprechern.

Das Bemerkenswerte: Sprachkompetenzen erwerben sie aber in allen. Mehrsprachigkeit ist ein Gewinn, über den wir noch viel zu wenig wissen.

Wir haben aber noch mehr herausgefunden.

Zum Beispiel, dass jene Babys, die mehrsprachig aufwachsen, lange, bevor sie selbst sprechen können, harmonische sprachliche Muster bevorzugen.

Vokalharmonie ist ein Lautmuster, das es in vielen Sprachen der Welt gibt ...

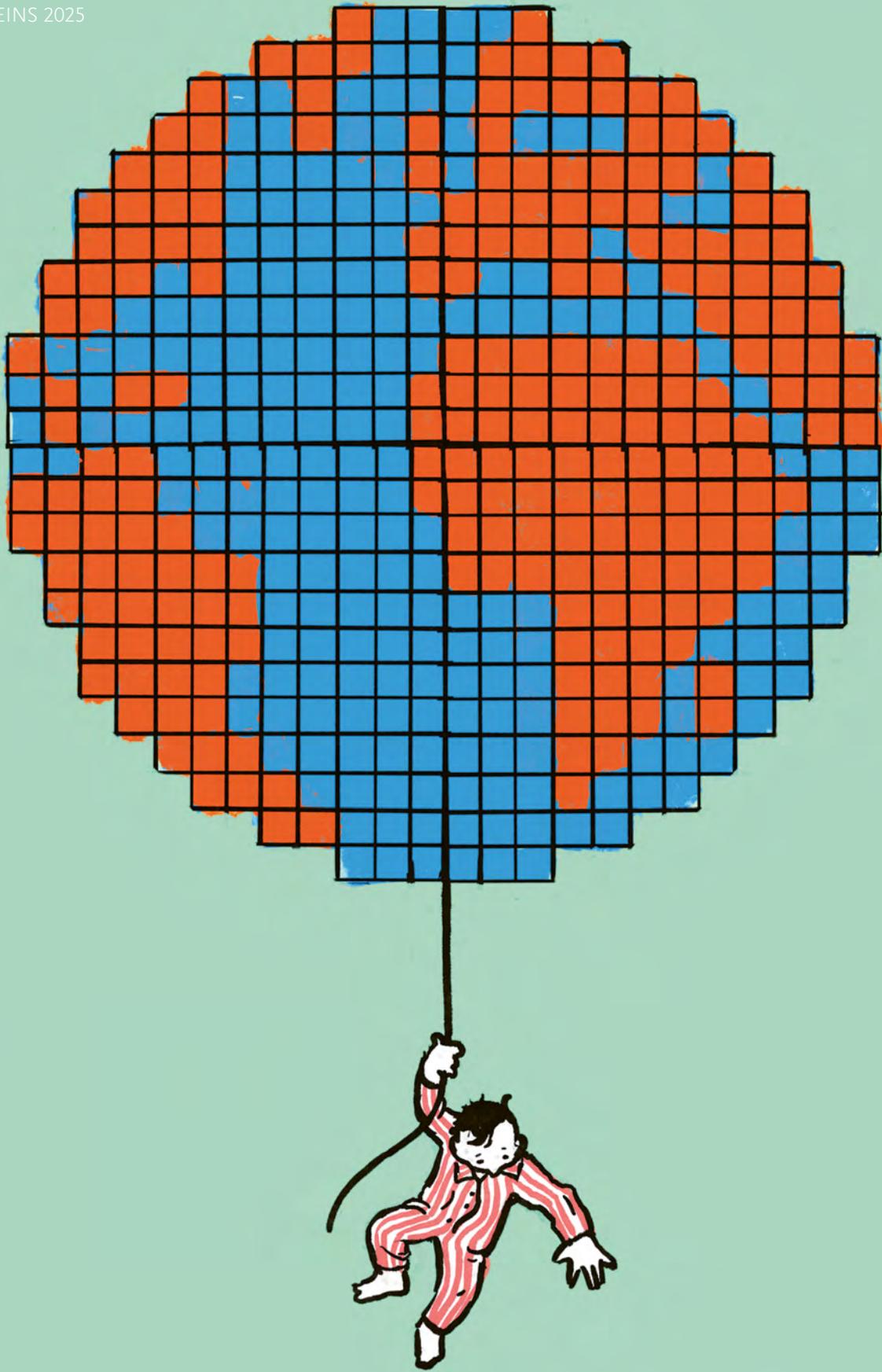
... und das bestimmt, dass Vokale innerhalb eines Wortes ähnlich sein müssen.

Mit Experimenten konnten wir zeigen, dass die ghanaischen Babys lieber erfundene, sinnfreie Pseudowörter mit Vokalharmonie hören, als Pseudowörter, die nicht harmonisch sind.

Die Psycholinguistin Prof. Dr. Natalie Boll-Avetisyan erforscht, wie Kinder sprechen lernen – und hat dazu erstmals eine experimentelle Studie in Afrika durchgeführt.
Text: Matthias Zimmermann, Zeichnungen / Grafik: Andreas Töpfer

Mehr dazu finden Sie hier:





FAKES NEWS

NICHT AUF DEN LEIM GEHEN

Die Psychologin Katharina Scheiter erklärt,
wie Kinder fit im Umgang mit Medien werden

Wenn wir nicht gerade schlafen, schauen wir im Schnitt alle 15 Minuten aufs Handy. Smartphones, Tablets und Laptops üben schon auf Erwachsene eine große Anziehungskraft aus – wie soll es da erst Kindern und Jugendlichen gehen? Wieviel Medienkonsum für junge Menschen gut ist und wie sie sich sicher im Netz bewegen können, ist ein intensiv diskutiertes Feld. Katharina Scheiter forscht zu ebendiesen Fragen. Die Professorin für digitale Bildung erklärt im Interview, warum Eltern ihre Kinder im Umgang mit Medien besser anleiten sollten, weshalb Verbote wenig bringen und warum Schulen ein Curriculum für Medienkompetenz benötigen.

Australien hat kürzlich ein Verbot von Social Media für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren ausgesprochen. Was halten Sie davon?

Diese Reaktion fand ich – wie viele andere Medienwissenschaftler:innen auch – nicht zu Ende gedacht. Wie soll man mit 16 Jahren kompe-

tent mit Medien umgehen können, wenn man die Erfahrung gar nicht hat? Die australische Regierung hat dafür keine Idee vorgelegt.

Es gibt bereits rechtliche Bestimmungen, dass Jugendliche manche Apps nicht nutzen dürfen.

Tun sie aber trotzdem. Das wirft einerseits die Frage auf: Wer guckt da genauer hin? Andererseits gibt es auf Social Media viele für Kinder und Jugendliche ungeeignete Inhalte. Die Plattformen sind verpflichtet, diese zu entfernen. Dieser gesetzlichen Verpflichtung kommen sie aber nicht hinreichend nach.

Kinder verbringen zu viel Zeit mit Handy und Laptop. Wie viel Medienkonsum ist gut für ihre Entwicklung?

Die Frage ist eher, wie und mit welcher Anleitung sollten sie konsumieren? Aus der KIM-Studie, die seit 1999 den Medienumgang der Sechs- bis 13-Jährigen untersucht, wissen wir, dass 50 Prozent der Kinder von ihren Eltern keinerlei Anlei-



**ISABEL FANNRICH-
LAUTENSCHLÄGER**

Zur KIM-Studie
(Kindheit, Internet, Medien)
des Medienpädagogischen
Forschungsverbunds
Südwest





Katharina Scheiter
ist seit 2022 Professorin
für Digitale Bildung an der
Universität Potsdam.

katharina.scheiter@
uni-potsdam.de

tung erfahren, welche Medien altersgerecht sind und in welchem Umfang sie diese nutzen dürfen. Sie sind an vielen Stellen sich selbst überlassen.

Wie viele Stunden Mediennutzung pro Tag lassen Sie noch durchgehen?

Das ist schwierig kategorisch zu beantworten. Bei ganz jungen Kindern wird empfohlen, eine halbe Stunde Bildschirmzeit, also Fernsehen und digitale Angebote, nicht zu überschreiten. Bei Schulkindern fängt die Diskussion schon an: Was ist Medienzeit? Geht es um die Nutzung in der Freizeit oder auch beim Lernen? Wenn Kinder sich durch die „Sendung mit der Maus“ etwas erklären lassen, ist das wirklich problematisch? Man sollte eher schauen, welche Bedeutung die Mediennutzung für die Kinder hat. Verdrängt sie das Treffen mit Freunden? Vernachlässigen sie Sport und andere Hobbys? Gewinnt sie an Suchtcharakter? Da würde ich die Grenze ziehen.

Mit welcher Konsequenz?

Wir reagieren häufig mit Verbot und nehmen das Handy oder Tablet weg. Dadurch unterbinden wir zwar das ungewünschte Verhalten, schaffen

aber kein Bewusstsein für einen guten Umgang mit Medien. Wichtiger ist, mit dem Kind darüber zu reden, warum es die ganze Zeit am Bildschirm hängt, und Alternativen aufzuzeigen.

Was müssen wir uns eigentlich unter Medienkompetenz vorstellen?

Häufig wird sie gleichgesetzt mit kompetenter Informationsnutzung. Das ist ein sehr eingeschränktes Verständnis von Medienkompetenz. Es geht auch darum, welche Informationen ich von mir im Netz teile und wie ich meine eigene Privatsphäre und Persönlichkeit schütze. Wie kann ich einschätzen, welche Inhalte für mich angemessen sind oder wovon ich lieber die Finger lassen sollte? Kinder sollten dafür sensibilisiert werden, dass es gut sein kann, Erwachsene einzu beziehen, wenn ihnen Dinge im Netz begegnen, die ihnen Angst machen.

Wann sollten Kinder ihr erstes Gerät bekommen?

80 bis 90 Prozent der Drittklässler sind mit einem eigenen Handy ausgestattet. Dahinter steckt natürlich der Wunsch der Kinder nach einem Smartphone, aber auch das Bedürfnis der Eltern, ihr Kind jederzeit erreichen zu können – statt in einem dringenden Fall im Schulsekretariat anzurufen. Kinder im Grundschulalter sollten das Handy besser nur als Telefon nutzen, statt ein unbegrenztes Datenvolumen zur Verfügung zu haben, mit dem sie beliebig auf alle Apps und Web-Inhalte zugreifen können.

Wie viel Kontrolle gehört dazu, um Kinder fit fürs Handy zu machen?

Eine Kontrolle der Bildschirmzeit und Medieninhalte ist vor allem in der ersten Phase angemessen. Wenn man merkt, das Kind entwickelt ein Verständnis dafür, dass es nicht die ganze Zeit daddeln und merkwürdige Seiten aufrufen soll, kann man mehr Vertrauen schenken. Letztlich sind die Eltern in der Pflicht, darauf zu achten, was ihre Kinder eigentlich machen, wenn sie das Handy nutzen.

Eltern werden dieser Rolle häufig nicht gerecht. Woran liegt das?

Viele fungieren selbst nicht als medienkompetente Vorbilder. Sie legen das Handy beim Abendessen

sen neben sich auf den Tisch und unterbrechen das Gespräch mit dem Kind, wenn die nächste Mail auf dem Display erscheint. Auch wissen sie nicht, dass Gefahren zum Beispiel auf scheinbar harmlosen Spieleplattformen lauern können, wo Erwachsene sich als Kinder ausgeben, um sexuelle Kontakte anzubahnen. Oder dass rechtsradikale Initiativen hier versuchen, Interessenten anzuwerben.

Wie wirkt sich all dies schlimmstenfalls auf die Psyche aus?

Die wenigen Studien, die es gibt, konnten bislang – wenn auch nur kleine – Zusammenhänge zwischen psychischer Gesundheit, Übergewicht und digitalen Spielen belegen. Dabei zeigen sich Geschlechtsunterschiede: Jungen sind häufiger von Spielsucht betroffen. Mädchen verhalten sich häufig riskanter als Jungen. Sie geben viel mehr Informationen von sich preis und bewegen sich vor allem auf Social Media in Kontexten, die eher schädlich sind – auf Instagram beispielsweise, wo das dünne Schönheitsideal propagiert wird. Negative Wirkungen sozialer Medien wie Depressionen und Einsamkeit sind eher auf sensible Phasen, in denen Jugendliche mit dem Selbstwert zu kämpfen haben, beschränkt.

Die Mediennutzung wird häufig verteufelt. Was sind die positiven Seiten?

Wir wissen, dass gesellschaftliche Partizipation durch mediale Aktivität gestärkt werden kann. Ich treffe im Netz auf andere, die ähnliche Interessen haben, sich auch sozial oder politisch engagieren möchten, die im ländlichen Raum aufwachsen, mit ihrer sexuellen Identität nicht zurechtkommen und die sich vernetzen können mit Gleichaltrigen, die ähnliche Fragen haben. Kinder und Jugendliche können im Umgang mit digitalen Medien außerdem kreative Fähigkeiten erwerben, also Videos produzieren, Blogs selber schreiben und sich medial ausdrücken.

Was erwarten Sie von der Schule?

Sie muss klassische Medienkompetenz vermitteln. Wie nutze ich Informationen im digitalen Raum sinnvoll? Wie schütze ich mich? Sie muss aber auch dafür Sorge tragen, dass Kinder und Jugendliche digitale Werkzeuge ähnlich wie Stift und Papier nutzen und kompetent damit umgehen können – um sie auf eine Alltags- und

Arbeitswelt vorzubereiten, in der diese Werkzeuge selbstverständlich sind.

Warum klappt das an deutschen Schulen schlechter als in anderen europäischen Ländern?

Die mangelhafte digitale Ausstattung lässt sich immer noch nicht wegreden. Wir haben keine Konzepte, also kein wirkliches Curriculum für Medienkompetenz – und eine große Debatte, ob das in der Grundschule oder in der Sekundarstufe losgehen soll. Außerdem gibt es eine Verantwortungsdiffusion, weil Medienkompetenz eine Querschnittsaufgabe aller Fächer ist – und sich im schlimmsten Fall niemand dafür zuständig fühlt.

Wie muss der Zugang von Kindern aus sozial schwachen Schichten zu digitaler Bildung verbessert werden?

Untersuchungen zeigen, dass diesen Kindern zu Hause oft die Rollenbilder fehlen, wie man digitale Medien zielgerichtet nutzen kann. Da ist die Nutzung eher auf Spielen und Entertainment ausgerichtet. Außerdem ist der Zugang zu Geräten häufig schlechter und auf Handys begrenzt. Deshalb wäre die schulische Grundausstattung mit digitalen Tools ein erster Weg: Tablets für die Jüngeren, Laptops für die Älteren. Wir verlassen uns viel zu sehr darauf, dass Kinder eigene Geräte mitbringen – und die sind für Bildungsprozesse unterschiedlich gut geeignet. Nicht zuletzt stellt sich die wichtige Frage, wie man auch Eltern in die Medienkompetenzvermittlung einbindet.

Sie sind am neuen Universitären Forschungsschwerpunkt „Bildung für Resilienz in einer Welt im digitalen Wandel“ beteiligt. Was ist das Ziel?

Wir wollen die Frage nach kausalen Zusammenhängen besser beantworten können. Ist es wirklich die Mediennutzung, die psychisches Wohlbefinden beeinträchtigt? Oder haben wir nicht vielmehr die Situation, dass Kinder und Jugendliche mit einer bereits vorhandenen Vulnerabilität, also zum Beispiel mit geringerem Wohlbefinden verstärkt zu digitalen Medien greifen? Auch das Thema Demokratiebildung spielt eine Rolle. Wie gehen Jugendliche mit Desinformation um? Wie können wir sie resilienter machen im Umgang mit Medien, sodass sie diese kompetent für ihre eigenen Ziele nutzen, ohne Fake News auf den Leim zu gehen?



80 bis 90 Prozent der Drittklässler sind mit einem eigenen Handy ausgestattet.

KANN UNS LESEN DER NATUR NÄHERBRINGEN?

DIE LITERATURWISSENSCHAFTLERIN
SABINE RÖTTIG ERFORSCHT
ÖKOLOGISCHE KINDERLITERATUR



FLORIAN DÖNAU

Gundula Priebe ist die einzige, die es bedauert, dass die jahrhundertealte Linde in ihrem Dorf gefällt werden soll – zugunsten des Verkehrs. Doch weil das Mädchen nicht nachgibt, ihrem Kummer darüber Ausdruck verleiht, ändert schließlich die Gemeindevertretung ihre Entscheidung. Der Baum bleibt als Naturdenkmal erhalten. Horst Beselers Kinderbuch „Die Linde vor Priebe's Haus“ von 1970 war für die Literaturwissenschaftlerin Dr. Sabine Röttig eine Schlüsselerfahrung. Sie las es als Kind, in den Ästen eines alten Kirschbaums im Garten ihres Elternhauses sitzend, und fand darin ihren eigenen Schmerz darüber wieder, dass auch in ihrem Heimatort eine ganze Allee alter Bäume gefällt wurde: „Der Ort wirkte danach völlig nackt und seelenlos.“ Seit ihrer Kindheit ist Sabine Röttig leidenschaftliche Leserin. An der Professur für Grundschulpädagogik Deutsch erforscht die Wissenschaftlerin heute, welche Bedeutung Literatur für Kinder hat und wie sie ihre Sicht auf und ihren Umgang mit unserer Umwelt verändern kann.

Kinder für Bücher begeistern

Der Wissenschaftlerin zufolge ist Lesen für Kinder mehr als ein Zeitvertreib. „Literatur holt sie in ihrer aktuellen Lebenswirklichkeit ab, hilft beim Verstehen und Einordnen auch schwieriger Themen, fördert Fantasie und das Vorstellen künftiger Welten“, sagt Sabine Röttig. Und sie ermöglicht eine Art „Probehandeln“, ein Nachdenken darüber, wie man sich selbst verhalten würde. „Kinder können sich so über Gefühle klar werden, finden

Beispiele, wie andere mit belastenden Situationen umgehen, und Trost, dass sie nicht allein damit sind. Bücher schaffen Rückzugsorte und transportieren die Leserinnen und Leser gleichzeitig in andere Welten, sie sind witzig oder traurig, spannend oder lehrreich, laden zum Mitfühlen ein.“

Doch wie weckt man überhaupt Leselust bei Kindern? Wenn Eltern ihren Kindern vorlesen oder sie sich gemeinsam Bilderbücher anschauen, treten sie darüber in intensiven Kontakt und sprechen über die Geschichten. „Die Forschung ist sich einig, dass diese Erfahrungen von Nähe eine Schlüsselrolle spielen.“ Entscheidend ist außerdem, ob die Eltern selbst gerne zum Buch greifen, denn die Kleinen lernen am Vorbild. So gilt die Familie gar als wichtigster Faktor in der Lesesozialisation: „Kinder, denen viel vorgelesen wurde, haben bereits vor Schulbeginn einen reichhaltigen Wortschatz und kennen grundlegende Geschichtenschemata“, sagt Röttig. „Sie entdecken überall in ihrer Umgebung Buchstaben – und wollen Lesen lernen, um selbst in Geschichten eintauchen zu können.“

Literatur und Ökologie

Geschichten können wiederum einen großen Einfluss auf unsere Kinder haben und letztlich sogar prägen, wie die nächste Generation in die Welt blickt. Dem „Ecocriticism“ zufolge – ein wissenschaftlicher Ansatz, der literarische Texte mit Ökologie in Zusammenhang bringt – kann Sprache unsere Wahrnehmung von Natur verändern und uns mit unserer Umwelt verbinden. Doch damit das gelingt, braucht es weder zwingend belehrende Texte noch schreckliche Dystopien oder apokalyptische Klimafiktionen. Stattdessen, so Röttig, bedarf es „einer Literatur, die uns mit unserer Mitwelt verbindet, uns Sinne und Herz für sie öffnet. Für den Schutz dessen, was man liebt, kann man sich einsetzen.“ So zum Beispiel beim Thema Wolf, der sich seit einigen Jahrzehnten wieder in Deutschland ausbreitet. Eine Entwicklung, die sich auch auf seine Darstellung in Kinderbüchern ausgewirkt hat und so die Wahrnehmung von Wölfen entscheidend mitprägen kann. Weg vom archetypischen bösen Wolf der



Sabine Röttig
ist akademische
Mitarbeiterin an
der Professur
Grundschulpädagogik
Deutsch der Universität
Potsdam.

Märchen hin zu mehr Verständnis, Einfühlung und Respekt. „Literatur ermöglicht es, Perspektiven nicht-menschlicher Spezies einzunehmen und überkommene moralische Annahmen infrage zu stellen“, erklärt die Forscherin. Denn wenn wir andere Lebewesen als denkend und fühlend wahrnehmen, steigt unsere Empathie für sie. Und damit bietet sie auch eine Lösung für das Problem des sogenannten „environmental doublethink“: Damit beschrieb der amerikanische Literaturwissenschaftler und Pionier des Eco-criticism Lawrence Buell Mitte der 1990er Jahre das Problem, dass Wissen über den Klimawandel nicht automatisch zu entsprechendem Handeln führt. Das, glaubt Sabine Röttig, könnte jedoch solche Literatur leisten, die Wissen mit Emotionen und Werten verbindet und uns so der Natur näherbringt. Unter diesem Gesichtspunkt hat die Forscherin gemeinsam mit ihrer Kollegin Julia Kruse eine Checkliste entworfen: Sie unterstützt Lehrkräfte dabei, Kinderbücher auszuwählen, mit denen sie Naturverbindung anbahnen können.

Bäume verstehen

Selbst unser Verhältnis zu Pflanzen kann von einer einfühlsameren Darstellung profitieren: Schließlich haben sie für viele Menschen eher Objektcharakter, da wir ihre Art zu kommunizieren auf den ersten Blick nicht verstehen. Eine vorsichtige Vermenschlichung von Pflanzen könne uns aber einen besseren Einblick in ihr Leben geben, glaubt Sabine Röttig: „Das Hinterfragen sprachlicher Gepflogenheiten kann die kulturell

gemachte Grenze zwischen Mensch und Natur auflösen. Was passiert zum Beispiel, wenn wir nicht davon sprechen, dass Bäume gefällt, sondern ermordet werden?“ Ein Beispiel hierfür ist das Kinderbuch „Willa of the Wood“ von Robert Beatty aus dem Jahr 2018. In diesem nutzt die namensgebende Willa, ein Mädchen aus dem Waldvolk der Faeran, seine Fähigkeit, mit Pflanzen zu kommunizieren, um diese zu einer konzentrierten Sabotage-Aktion gegen Holzfäller zu bewegen. Was wie Fantasy klingt, ist jedoch von aktuellen Erkenntnissen aus der Pflanzenphysiologie inspiriert, die zeigen, dass Bäume durchaus miteinander kommunizieren. Literatur, die Kindern das bewusstmacht, kann zu einem Aufbrechen anthropozentrischer Sichtweisen und einem neuen Umgang mit Tieren und Pflanzen führen: „Die Forschung zu Pflanzen bringt gerade Erstaunliches zutage, und es wird deutlich, wie wenig wir hier wissen“, sagt Röttig. „Da ist ein bisschen menschliche Demut angebracht.“

➔ Sabine Röttig hat an der App **Voculus** mitgewirkt, die den Einfluss von Hörbüchern auf das Lesenlernen an brandenburgischen Schulen untersucht.



1





FREUDE AN BEWEGUNG

Das EMOTIKON-Projekt gibt Einblick in die Fitness von Kindern

1 **➤ Weitere Informationen zum EMOTIKON-Projekt**



Wie fit sind Kinder heutzutage eigentlich? Haben wir es mit Stubenhockern zu tun oder sprintet uns die Jugend im wahrsten Sinne des Wortes davon? „Die Trends sind sehr deutlich: Die Ausdauer der Kinder in Brandenburg hat in den letzten Jahren abgenommen. Acht- bis neunjährige Kinder waren bei einem Sechsminuten-Lauf im Jahr 2011 noch signifikant schneller als dieselbe Altersklasse im Jahr 2024“, weiß Reinhold Kliegl.

Als Seniorprofessor für Psychologie an der Universität Potsdam und Datenspezialist für das

landesweite Grundschul-Vorzeigeprojekt „EMOTIKON“ hat er Einblick in einen wahren Datenschatz. 279.756 Schülerinnen und Schüler haben seit 2009 an einer Studie teilgenommen, die ihre motorische Fitness erfasst. Bereits 2006 empfahl die Sportministerkonferenz, die motorische Fitness der Kinder zu verbessern. 2010 schloss sich die Kultusministerkonferenz an mit der Maßgabe, politische Entscheidungen dazu auf Grundlage verlässlicher Daten treffen zu können. Genau hier setzt EMOTIKON an. Alle Kinder der dritten Klassen in Brandenburg durchlaufen dabei sechs Testaufgaben im Sportunterricht – ganz ohne Notendruck. Das erklärt vielleicht, warum viele

Kinder in erster Linie Spaß daran haben, sich in diesem Rahmen einmal beim „Einbeinstand“ zu versuchen oder zu sehen, wie weit sich ein Medizinball stoßen lässt.

Jedes Kind erhält dafür spätestens mit den Halbjahreszeugnissen seinen „Fitnesspass“, bei sehr guten Leistungen auch einen „Talentpass“ und die Einladung, an einer der landesweiten Talentiaden teilzunehmen. „Eine solche Einladung zu erhalten, bedeutet für die Kinder manchmal das Größte. Wir bekommen immer wieder Rückmeldungen von Eltern, die uns davon berichten, wie stolz ihre Kinder darauf sind und dass es für sie das schönste Schulerlebnis überhaupt war“, erklärt Projektleiterin Dr. Kathleen Golle. Inzwischen werden jährlich 30 dieser Talentiaden vom Landessportbund und seinen Kreis- und Stadtsportbünden organisiert.

Die weniger Sportlichen fördern

„EMOTIKON hat seit seinem Start wichtige Erkenntnisse für Bewegungsförderungsprogramme geliefert“, erläutert Paula Teich, die das Projekt koordiniert. „Es ist als Frühwarnsystem zu verstehen, das im Bereich der motorischen Fitness anhand umfassender Daten sichtbar macht, wo es Handlungsbedarf gibt. Unterschiede zeigen sich beispielsweise hinsichtlich der Sozialstruktur der Schulen. An Schulen mit besonders vielen Kindern aus sozial schwachen Familien sind die Ausdauerleistungen geringer.“ Dabei bedeutet EMOTIKON zunächst einmal mehr Aufwand für die Sportlehrkräfte. Deswegen war die Skepsis an den Schulen gerade am Anfang groß: Was bringt es, Daten in die Software einzugeben? Das hat sich inzwischen geändert. Schließlich profitieren auch Lehrkräfte davon und können anhand der im Projekt entstandenen Statistiken erkennen, wo ein Kind im Vergleich zum Normbereich steht und wo es einen Ausreißer nach oben gibt: ein echtes Talent! Die Ergebnisse können aber auch auf einen Entwicklungsrückstand und Förderbedarf hinweisen, bei dem motivierende und niedrigschwellige Bewegungsangebote gefragt sind.

Das berichtet auch Christoph Schneegass, der als Sportlehrkraft an einer Grundschule unterrichtet. „Wenn wir die Tests für EMOTIKON durchführen, ist das für die meisten Kinder ein toller, besonderer Tag. Dann wird eigens die Turnhalle geblockt und der Unterricht mit viel Aufwand entsprechend umorganisiert. Sie können den Tag damit verbringen, sich bei den Übungen zu messen – ganz ohne Notendruck“,

sagt der Lehrer. „Doch es gibt immer Kinder, die ich kaum in Bewegung bekomme. Die mit einfachen Übungen Probleme haben, auch in der dritten Klasse keine Rolle vorwärts schaffen. Hier bräuchte es ein umfassendes Sportförderkonzept“, so Schneegass. Er würde es begrüßen, die Talentiaden nicht nur für die „Talente“, also die motorisch Begabten, sondern für alle Kinder anzubieten – damit sie sich bei den vielfältigen Sportangeboten ausprobieren und etwas finden, das ihnen Spaß macht. Die Freude am Sport sollte aus Sicht des Lehrers ohnehin stärker mitgedacht werden. „Wenn es gelingt, zweigleisig zu fahren und gleichermaßen zu fordern und zu fördern, dann wäre schon viel erreicht“, so der Lehrer.

Frühwarnsystem für eine „bewegte“ Zukunft

Auch in der Forschung steht der Aspekt der Motivation im Fokus. Viele Sportlehrkräfte berichten von der unglaublichen Bewegungslust der meisten Kinder im Unterricht und bei den Testaufgaben. Doch die Daten zeigen auch, dass es nicht gelingt, diese Motivation bis zur Pubertät und darüber hinaus zu halten. So aufschlussreich die Erkenntnisse sind, die durch das Projekt gewonnen werden – die berühmten Patentlösungen kann es nicht liefern. Dazu braucht es alle. „Für mich ist EMOTIKON ein gelungenes Beispiel für gesellschaftliche Kooperation, die es mehr denn je braucht“, sagt Reinhold Kliegl. „Wir leben in diesem Projekt eine konstruktive Zusammenarbeit von Schule, Politik, Zivilgesellschaft und Wissenschaft. Und wichtig ist ebenso ein anregendes und abwechslungsreiches motorisches Umfeld auch außerhalb der Schule.“ Das Frühwarnsystem EMOTIKON funktioniert und es ist laut. Doch die große Herausforderung wird es sein, alle Kinder mitzunehmen und in eine „bewegte“ Zukunft zu führen. Das können weder Eltern noch Lehrkräfte alleine schaffen. „Wir brauchen eine konzertierte Aktion von Eltern, Lehrkräften, Schulen, Ministerien, Landessportbund, Sportvereinen und der Wissenschaft“, sagt der Seniorprofessor. „Damit würden wir bestimmt auch international ein Zeichen setzen.“ Auf nationaler Ebene hat sich das brandenburgische „EMOTIKON-Konzept“ jedenfalls schon einem Namen gemacht.



SARAH-MADELEINE AUST



Reinhold Kliegl
ist seit 2019
Seniorprofessor für
Psychologie an der
Universität Potsdam.

kliegl@uni-potsdam.de



Dr. Kathleen Golle
ist seit 2012 akademische
Mitarbeiterin an der
Professur für Trainings- und
Bewegungswissenschaft der
Universität Potsdam.



Paula Teich
ist seit 2022 Koordinatorin
des EMOTIKON-Projekts.

Studentin Paulina Nitschke führt den Georadar-Schlitten entlang vorgegebener Profile über den Boden.



EINBLICK UNTER DIE OBERFLÄCHE

Geophysiker und Studierende der Universität Potsdam suchen im brandenburgischen Lenzen nach Spuren eines jüdischen Friedhofs



DR. STEFANIE MIKULLA

Es ist ein sommerlicher Septembertag in Lenzen, einer kleinen Stadt an der Elbe im nordwestlichsten Zipfel Brandenburgs, die eine über tausendjährige Geschichte hat.

Wegen des nahegelegenen Elberadwegs ist sie ein beliebtes Ziel für Touristen und Naturfreunde, denn Lenzen liegt mitten im Biosphärenreservat Flusslandschaft Elbe-Brandenburg. Beim Durchfahren der historischen Altstadt fallen die liebevoll sanierten Fachwerkhäuser ins Auge. In nördlicher Richtung liegt der städtische Friedhof. Dahinter, am Stadtrand, befindet sich eine mit Bäumen und Büschen bewachsene Wiese. Diese Grünfläche wirkt zunächst unscheinbar – doch unter ihrer Oberfläche könnten sich Spuren eines jüdischen Friedhofs verbergen, dessen Existenz an dieser Stelle bereits für das Jahr 1768 belegt ist.

Da die Grabsteine nach 1945 abgeräumt wurden und die Fläche für den Sandabbau freigegeben wurde, erinnert heute nichts mehr an die einstige Begräbnisstätte. Um ein würdiges Gedenken an diesen Ort zu ermöglichen, soll er nun „zerstörungsfrei“ erkundet werden – das heißt, ohne den Untergrund zu schädigen. Dazu führt Jens Tronicke, Professor für Angewandte Geophysik an der Universität Potsdam, mit seinem Team eine Woche lang Messungen auf dem Gelände durch. „Möglich wäre, dass man die Begrenzungen von Gräbern sieht, aufgrund der unterschiedlichen physikalischen Eigenschaften der Materialien“,

sagt er. „Es besteht auch eine Chance, Hinweise auf die äußere Umrandung des Friedhofs oder ehemalige Wege zu finden.“

Aus dem Hörsaal in die Praxis

An diesem Vormittag bauen die drei Studierenden Paulina Nitschke, Mercy Ekua Grimmon-Thompson und Diyorbek Toshniyozov die Elektroden für die Gleichstromgeoelektrik auf: Im Abstand von jeweils 50 Zentimetern werden die 100 Metallstäbe entlang einer Linie in den Boden gesteckt und anschließend mit einem Kabel verbunden. Bei dieser Methode wird über zwei Elektroden ein elektrischer Strom in den Erdboden eingespeist und über zwei weitere Elektroden die erzeugte Spannung gemessen. Aus beiden Werten bestimmt sich der sogenannte scheinbare elektrische Widerstand im Boden, abhängig vom jeweiligen Elektrodenabstand. „Es kommen unterschiedliche Anordnungen der Einspeise- und Messelektroden zum Einsatz, die verschieden empfindlich sind“, sagt Jens Tronicke. „Zunächst nutzen wir eine Anordnung, bei der alle Elektroden den gleichen Abstand haben.“ Der Vorteil bei diesem Verfahren ist ein gutes Signal-zu-Rausch-Verhältnis. Beim Ankopplungstest zeigt sich, dass einige Elektroden keinen guten Bodenkontakt haben und keine Messwerte liefern. Also müssen die Studierenden noch einmal nachbessern. Dann wird die Messung gestartet. Nach und nach

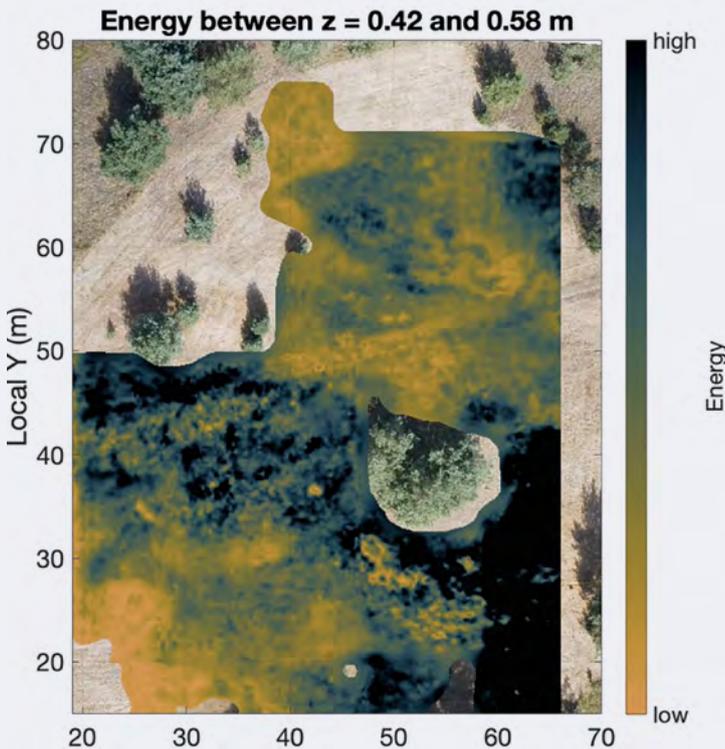
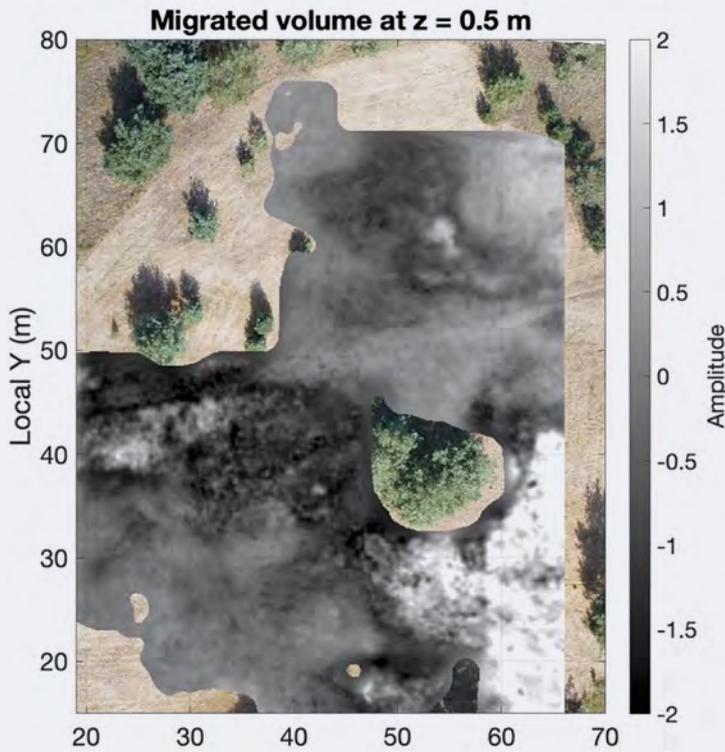


Philipp Koyan (l.) bespricht mit Mercy Ekua Grimmon-Thompson (M.) und Paulina Nitschke (r.) das Vorgehen bei der Georadar-Messung.

Foto: © Dr. Stefanie Mikulla

”

Die Geländeübung zur Angewandten Geophysik ist fester Bestandteil des Studiums, damit die Studierenden den fachgerechten Einsatz der unterschiedlichen Methoden im Gelände erlernen.



Resultate der Georadar-Messungen in circa einem halben Meter Tiefe

baut sich auf dem Feld-Laptop ein zweidimensionales Bild der Messwerte auf, woraus sich später ein Modell des Untergrundes rekonstruieren lässt. Das funktioniert, weil die unterirdischen Schichten und Materialien verschiedene Widerstände haben. Der Widerstand ist geringer, wenn leitfähige Stoffe wie Wasser, Ton oder Metalle im Boden vorkommen und höher, wenn es beispielsweise Hohlräume im Untergrund gibt.

„Jeden Morgen diskutieren wir, was wir am Vortag gesehen haben, und überlegen dann gemeinsam, wo wir als nächstes messen werden“, sagt Mercy Ekua Grimmon-Thompson. Die Studierenden belegen an der Universität Potsdam den englischsprachigen Master-Studiengang Geosciences mit der Vertiefungsrichtung Geophysics. „In unseren Lehrveranstaltungen haben wir die geophysikalischen Methoden bereits kennengelernt“, so die Studentin aus Ghana. „Das theoretische Wissen wurde mehrmals wiederholt und auch im Labor gezeigt – wir sind sehr gut vorbereitet, um die Methoden nun praktisch einsetzen zu können.“ Philipp Koyan, der als Postdoc das Feldpraktikum unterstützt, ergänzt: „Die Geländeübung zur Angewandten Geophysik wird jährlich an wechselnden Orten, häufig im Land Brandenburg, durchgeführt und ist fester Bestandteil des Studiums, damit die Studierenden den fachgerechten Einsatz der unterschiedlichen Methoden im Gelände erlernen.“

Mit dem Georadar den Untergrund durchleuchten

Unter Angewandter Geophysik versteht man diverse Explorationstechniken, mit denen sich der oberflächennahe Untergrund erkunden und charakterisieren lässt. Damit können Fragestellungen aus ganz unterschiedlichen Disziplinen wie Archäologie, Agrarwirtschaft, Bauingenieurwesen oder Hydrologie beantwortet werden. Auch in der Geologie und Rohstoffexploration sind angewandte geophysikalische Methoden wichtige Werkzeuge, um den verborgenen Untergrund effizient zu erforschen. Die meisten gängigen Techniken werden in dieser Woche praktisch vermittelt. Das Team startete am Montag mit magnetischen Messungen, am Dienstag wurde eine elektromagnetische Kartierung durchgeführt und am Mittwoch kam das Georadar zum Einsatz. Am heutigen Donnerstag sind die Geoelektrik und noch einmal das Georadar an der Reihe.

Das hochauflösende Verfahren, auf Englisch „Ground Penetrating Radar“ (GPR), mit dem Strukturen oder Objekte im Untergrund geortet

und dreidimensional abgebildet werden können, nutzt hochfrequente elektromagnetische Wellen. Paulina Nitschke schnallt sich die Steuereinheit um, die mit einer Sende- und Empfangsantenne auf einem Schlitten verbunden ist, der entlang von Profilen über das Untersuchungsgebiet bewegt wird. Die ausgesendeten elektromagnetischen Wellen werden an Schichtgrenzen unterschiedlicher Materialien reflektiert und gebrochen, sodass sie damit den Untergrund großflächig bis in eine Tiefe von einigen Metern durchleuchten kann. Auf den ausgelegten Maßbändern kennzeichnen die Kommilitonen die Endpunkte der Profile mit Leitkegeln, die nach jedem Durchgang um einige Zentimeter versetzt werden. Auf dem Display kann Paulina Nitschke die Messungen direkt sichten und kontrollieren. „Man muss schauen, dass man nicht zu schnell läuft“, sagt sie. Grund dafür ist ein kleines farbiges Prisma, das auf dem GPR-Schlitten montiert ist. „Das 360-Grad-Prisma dient der zentimetergenauen Erfassung jedes Messpunktes in einem Koordinatensystem“, erklärt Diyorbek Toshniyozov. Es reflektiert die von einem Vermessungsinstrument ausgesendeten Laserimpulse, damit werden dreidimensionale lokale Koordinaten aufgezeichnet.

Klare Hinweise auf menschliche Aktivitäten

Parallel zu den geophysikalischen Messungen macht Dr. Philipp Koyan Aufnahmen mit einer Drohne für ein hochauflösendes Geländebild des 70 mal 70 Meter großen Areals. „Unter Verwen-

dung sogenannter Passpunkte, welche die Studierenden mittels differentielltem GPS erfassen, kann man sowohl das Geländebild als auch die lokalen geophysikalischen Daten in ein globales GeoInformationssystem übernehmen“, erklärt er. Ein rechnergestütztes geografisches Informationssystem (GIS) besteht aus Hardware, Software und Anwendungen, womit das Team raumbezogene Daten erfassen, verwalten, modellieren und analysieren kann.

Ein Archäologe der Unteren Denkmalschutzbehörde im Land Brandenburg, der dem Team Anfang der Woche einen Besuch abstattete, sprach von einer abgetragenen Hügelstruktur und brachte historische Karten mit, auf denen das Areal des ehemaligen Friedhofs eingezeichnet ist. Die letzte Beisetzung fand hier 1938 statt, bevor das Grundstück 1944 an die Stadtgemeinde verkauft wurde. Inzwischen ist es wieder Eigentum der Jüdischen Gemeinde Land Brandenburg, die gemeinsam mit der Stadt Lenzen, dem Förderverein Jüdische Geschichte Potsdam e.V. und der Stiftung für Toleranz und Völkerverständigung eine Sichtbarmachung und würdige Erinnerung an den Friedhof anstreben.

Inzwischen hat das Potsdamer Team die gewonnenen Datensätze bearbeitet und ausgewertet. Alle eingesetzten geophysikalischen Verfahren bilden auffällige Muster ab, die auf eine gezielte menschliche Nutzung hinweisen. Insbesondere die Ergebnisse der Georadarmessungen zeigen lineare und rechteckige Strukturen, die als klare Hinweise auf menschliche Aktivitäten gesehen werden. „Um was es sich hierbei genau handelt, lässt sich anhand der Ergebnisse jedoch nicht klären und wäre ohne weitere Hintergrundinformationen zum Aufbau des ehemaligen Friedhofs rein spekulativ“, so Jens Tronicke. „Unseren Bericht haben wir im Dezember 2024 der jüdischen Gemeinde und den Denkmalbehörden übergeben. Nun werden wir sehen, wie es weitergeht.“

Fotos: © Dr. Stefanie Mikulla (2)



Jens Tronicke
ist seit 2005 Professor für
Angewandte Geophysik an
der Universität Potsdam.

[jens.tronicke@
geo.uni-potsdam.de](mailto:jens.tronicke@geo.uni-potsdam.de)

Spürt Exoplaneten auf:
das TESS-Weltraumteleskop der NASA.



Berufswunsch: Astrophysikerin

Die Potsdamer Studentin Anna Maria Weiß
hat einen Planeten entdeckt



DR. JANA SCHOLZ

Anna Maria Weiß ist fasziniert vom Weltraum. Vor allem davon, wie unerforscht das All ist. Doch die 18-Jährige trägt ihren Teil dazu bei, dass das nicht so bleibt. Denn sie erkundet einen Planeten außerhalb unseres Sonnensystems, den sie bereits als Schülerin selbst entdeckt hat: TOI1147. Dieser ist 700 Lichtjahre von der Erde entfernt und mehr als doppelt so groß wie der Jupiter. Mit ihrer Entdeckung gewann die 18-Jährige Brandenburgerin 2024 den Bundeswettbewerb „Jugend forscht“.

Seit dem Wintersemester 2024/25 studiert Anna Maria Weiß Physik an der Universität Potsdam. „Ich bin richtig glücklich damit, nur noch Physik und Mathe zu machen. Das hat mir schon in der Schule am meisten Spaß gemacht.“ Vor Kurzem ist sie aus ihrem Heimatort Vogelsdorf nach Potsdam gezogen, in die erste eigene Wohnung.

Forschen in der Schulsternwarte

In der 9. Klasse begann die wissbegierige Schülerin, sich zunächst mit schon bekannten Planeten außerhalb unseres Sonnensystems – den sogenannten Exoplaneten – zu beschäftigen. Damals lernte sie die „Transit-Methode“ kennen: Während seines Umlaufs bedeckt ein Himmelskörper für einige Zeit den Stern, um den er kreist. Dadurch nimmt dessen Helligkeit ab. Ein Teleskop macht von diesem sogenannten Transit Hunderte Bilder. Per Computer verglich Anna Maria Weiß die Helligkeiten der Sterne und konnte so die relative Abdunkelung im Sternenlicht berechnen. Das ermöglichte es ihr, auch den Radius des Exoplaneten herauszufinden.

Das Einstein-Gymnasium in Neuenhagen, das sie besuchte, verfügt über eine eigene Sternwarte. Dort beobachtete sie erste Planetentransits. „Die Schule hat einen MINT-Schwerpunkt und der Schulleiter ist Astrophysiker“, erzählt sie. Weil ihr

das Forschen so viel Spaß machte, blieb sie auch in der 10. und 11. Klasse dran. Der Schulleiter empfahl sie für ein Praktikum beim Leibniz-Institut für Astrophysik (AIP) in Potsdam. Da war sie 16. „Ich habe dort ganz tolle Sachen gelernt.“ In der 12. Klasse schrieb sie ihre Forschungsarbeit über Exoplaneten bei der Astrophysikerin Eliana Amazo-Gomez vom AIP. Mit ihrer Expertise gelang es ihr, den Exoplaneten TOI1147 zu entdecken – und den Bundeswettbewerb „Jugend forscht“ im Fachgebiet Geo- und Raumphysik zu gewinnen. Der Forschungseinrichtung blieb sie seither verbunden, seit 2023 ist sie sogar offiziell Gast in der Arbeitsgruppe „Exoplaneten und Sternenphysik“. „Ich koste nichts, ich mache das einfach aus Interesse.“

Außerdem ist sie Wissenschaftliche Hilfskraft in der Forschungsgruppe „Astrophotonik“ am AIP, wo Instrumente für sehr empfindliche Teleskope entwickelt werden. „Während der Schulzeit habe ich an der Tankstelle gearbeitet, um Geld zu verdienen. Inzwischen kann ich im Fach arbeiten. Und am AIP lerne ich jetzt schon, wie man Paper schreibt.“ Weiß ist froh, dass sie die Möglichkeit hatte, noch vor dem Studium wissenschaftliche Erfahrungen zu sammeln und angewandt zu forschen. „In der Regel hat man das erst nach dem Bachelor. Mich macht das sehr glücklich.“

Einer von 7.000 unbekannten Planeten

Doch wie kam die Schülerin überhaupt zu „ihrem“ Himmelskörper? Das Transiting Exoplanet Survey Satellite (TESS), ein Weltraumteleskop der NASA, scannt fortlaufend den Himmel und spürt immer neue Exoplaneten auf. In einer Tabelle werden alle mutmaßlichen Planeten dieser Mission zusammengefasst, aktuell rund 7.000 Objekte. Anna Maria Weiß traf eine Vorauswahl, in die sie Parameter wie die Planetengröße und die Sternhelligkeit einbezog, damit sie die Planeten überhaupt von der Erde aus sehen kann. Anschließend durchsuchte sie die Lichtkurven Hunderte Himmelskörper, die TESS beobachtet hatte, und fand am Ende zwei, die sie sich genauer ansehen wollte. Dann ging es ans „Nachbeobachten“, denn Abdunkelungen müssen nicht zwingend von Planeten stammen, es können auch Flecken auf der Sternoberfläche oder ein zweiter Stern sein, der um den anderen kreist. Bei dem zweiten Himmelskörper, einem jungen Stern, scheiterte es an der Berechnung der Radialgeschwindigkeit.

Anders bei TOI1147 – wobei TOI für „TESS Object of Interest“ steht. Die Schülerin wählte einen Planeten aus, der die ganze Nacht und das

ganze Jahr über sichtbar ist. Der Planet hat 1,3 Jupitermassen und 2,3 Jupiterradien. „Daran sieht man, dass er eine ziemlich geringe Dichte haben muss, das ist besonders“, erklärt Weiß. 10,9 Tage braucht er, um den großen Stern zu umkreisen – der Abstand zwischen beiden ist also vergleichsweise gering. Damit ist der Exoplanet ein sogenannter Hot Jupiter. Diese Entfernung ist aber nicht konstant, denn der Orbit des Planeten ist hochelliptisch. Wenn er ihm sehr nahekommt, beschleunigt er sich. „Das sind extreme Bedingungen“, so Weiß.

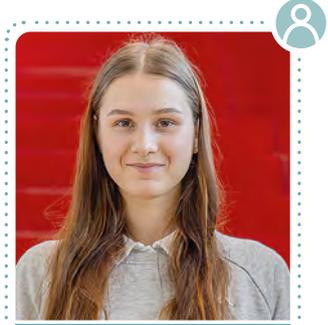
Mit dem STELLA-Teleskop auf Teneriffa, ein gemeinsames Projekt des AIP und des Instituto de Astrofísica de Canarias in Spanien, beobachtet sie den Planeten – natürlich remote, sie fliegt nicht ständig auf die Kanaren. „Obwohl das auch schön wäre“, sagt Weiß und lacht. „Weil ich den Planeten jetzt schon seit über einem Jahr beobachte, konnte ich herausfinden, dass um ihn und um den großen Stern ein 0,1 Sonnenmassen kleiner Stern kreist“, berichtet sie begeistert. Dieser hat eine sehr lange Umlaufzeit, circa 700 Tage. Die Beobachtungen sollen bis zu ihrer Bachelorarbeit weiterlaufen. „Dann habe ich ihn zwei bis drei Perioden beobachtet und kann die Ergebnisse ordentlich einbinden.“

Traumjob Wissenschaftlerin

Schon in ihrem ersten Semester steht fest, worüber die Studentin ihre Bachelorarbeit schreiben wird: TOI1147. Dass ihr Planet ein durchaus geeignetes Forschungsthema ist, hatte ihr schon der Potsdamer Astrophysiker Prof. Dr. Philipp Richter bescheinigt, als er einen Vortrag an ihrer Schule gehalten hatte und mir ihr ins Gespräch über „ihren“ Himmelskörper gekommen war. Anschließend will Weiß den Master in Astrophysik machen, ebenfalls in Potsdam. Für sie der ideale Studienort, schließlich arbeitet die Universität eng mit dem AIP zusammen.

Nach dem Studium möchte Weiß Wissenschaftlerin werden. Sofern das mit einer Familie vereinbar ist – denn dass Kinder und befristete Verträge nicht immer zusammenpassen, weiß die 18-Jährige schon. Aber dafür hat sie eine Alternative parat: „Ich könnte auch Physiklehrerin werden. In der 11. Klasse habe ich jüngeren Schülern die Transitmethode erklärt. Das hat mir viel Spaß gemacht.“

Kometen werden nach ihren Entdeckerinnen und Entdeckern benannt. Bei Planeten ist es anders, weshalb TOI1147 wohl nie ihren Namen tragen wird. Doch Weiß findet die Katalognamen der Exoplaneten sowieso übersichtlicher.



Anna Maria Weiß
studiert Physik an der
Universität Potsdam.



Ich bin richtig glücklich damit, nur noch Physik und Mathe zu machen. Das hat mir schon in der Schule am meisten Spaß gemacht.



Fürs Juniorstudium nach Potsdam:
die Schüler*innen Theodor Lehmann,
Maja Jeanne Schmidt, Linda Fiona
Zeidler und Max Pfeleiderer (v.l.n.r.)

„Nachmittags lieber zur Vorlesung als Netflix schauen“

Das Juniorstudium lockt Schüler*innen aus Berlin und Brandenburg an die Universität Potsdam



**ISABEL FANNRICH-
LAUTENSCHLÄGER**

Der Terminkalender ist randvoll. Genau so findet Maja-Jeanne Schmidt das richtig. Die 17-Jährige besucht in Oranienburg die 11. Klasse, ist Schulsprecherin, jobbt am Wochenende als Kellnerin im Restaurant – und nahm als Juniorstudentin an der Universität Potsdam an zwei Tagen pro Woche an der Vorlesung „Staatsorganisationsrecht“ teil. „Ich wusste immer schon, dass ich Rechtsanwältin werden möchte, und wollte mich vergewissern, dass Jura nicht zu trocken ist“, begründet sie diese Entscheidung – für die sie jeweils eineinhalb Stunden Fahrtweg auf sich nahm.

Maja ist eine von rund 20 Juniorstudierenden, die im Wintersemester 2024/25 in unterschiedliche Studienfächer hineingeschnuppert haben. Anders als die sehr gute Schülerin, die

ihre Freizeit füllen wollte, fand Theodor Lehmann den normalen Schulunterricht langweilig. Der 17-Jährige reiste für dieselbe Jura-Vorlesung aus Berlin-Neukölln an, wo er derzeit das Gymnasium besucht und bald Abi macht. „Ich bin ein durchschnittlicher Schüler, habe aber entschieden, noch etwas anderes zu machen und mich weiterzubilden. Ich möchte nachmittags lieber zur Vorlesung als Netflix schauen.“

Vielseitig interessiert

Die Uni Potsdam bietet das Juniorstudium bereits seit 2012 an. Mittlerweile habe sich die Anzahl der nach einem Bewerbungsverfahren zugelassenen Schülerinnen und Schüler ab der 10. Klasse verdoppelt, sagt Bettina Hertrich, Hauptansprechpartnerin in der Zentralen Studienberatung. „Das

sind nicht alles Einser-Kandidat*innen, aber vielseitig interessierte Personen mit stabilen schulischen Leistungen.“ Manche kommen aus Potsdam oder Berlin, einige reisen von weither aus Brandenburg an. „Ein Schüler kam sogar aus Dresden, weil er unbedingt die Lehrveranstaltungen einer bestimmten Professorin besuchen wollte.“

Sich der Uni annähern: Das war für Max Pfeiderer ein wichtiges Ziel: „Ich wollte wissen, wie das Studieren wirklich ist.“ Der 18-Jährige wohnt in Potsdam. Durch ein erstes Juniorstudium vor zwei Jahren im Fach Volkswirtschaftslehre und jetzt in „Wirtschaft, Arbeit, Technik“ habe er die verschiedenen Standorte kennengelernt. Seine wichtigste Erkenntnis: „Ein riesiges Thema wie Mikroökonomie nicht alleine zu bewältigen, sondern mit anderen zusammen zu lernen. Nur so konnte ich mathematisch einigermaßen mithalten.“ Solche Tipps gibt es auch von den Tutor*innen höherer Semester, die den jungen Studierenden das Einleben erleichtern. Zusätzliche Unterstützung erhalten sie in Feedbackgesprächen bei der Zentralen Studienberatung.

Je nach Fachrichtung sieht das Juniorstudium, das weder eine reguläre Immatrikulation noch Semestergebühren erfordert, eine unterschiedliche Anzahl von Lehrveranstaltungen vor. Das Minimum ist – etwa bei den Historikern – eine Vorlesung. In naturwissenschaftlichen Fächern liegt der Aufwand mit zwei Vorlesungen, einer Übung und einem Tutorium pro Woche deutlich höher.

Die Art der Lehrveranstaltung beeinflusst wesentlich, was die Neuankömmlinge erleben. Theodor etwa saß mit rund 400 Leuten in der Jura-Vorlesung. „Das ist ein ganz anderes Klima als in einer Klasse mit 30 Schülern. Der Professor kennt deinen Namen und dein Gesicht nicht. Und dem ist es auch egal, ob du kommst.“ Viel stärker eingebunden war Linda Fiona Zeidler. Die 18-Jährige, die in Lichtenberg lebt und in Charlottenburg eine Schule mit Schwerpunkt Psychologie und Pädagogik besucht, hat außer an einer Soziologie-Vorlesung auch an einem Seminar teilgenommen – und ein Referat gehalten: „Jetzt steht noch eine Hausarbeit an, dann habe ich bestanden.“

Uni, Schule und Freizeit unter einem Hut

Dadurch habe sie einerseits viele Kontakte knüpfen können, andererseits neben der Schule einen höheren Arbeitsaufwand gehabt: „Ich musste für das Seminar nacharbeiten und außerdem das Referat vorbereiten, erzählt sie. „Das war aber gut

zu bewältigen.“ Wichtiger sei allerdings die Erfahrung gewesen, dass man an der Uni viel selbstständiger lernen muss. Auch Theodor hat die Jura-Vorlesung selbst nicht als große zusätzliche Belastung empfunden. Allerdings müsse er jetzt für die Klausur lernen – statt für die Schule.

Die universitären Lehrveranstaltungen lassen sich meist gut mit dem Schulunterricht verbinden. Nur Max berichtet von zeitlichen Überschneidungen mit der Schule, aber auch mit seinen Verpflichtungen in der Freizeit: „Ich hatte dienstags von 12 bis 16 Uhr erst eine Vorlesung, dann eine Übung“, erzählt er. „Ich bin in meinem Verein als Tischtennistrainer aktiv und spiele selbst viermal die Woche. Wenn ich nach Hause kam, war ich fix und fertig. Die Herausforderung hat sich aber gelohnt.“

Türenöffner Juniorstudium

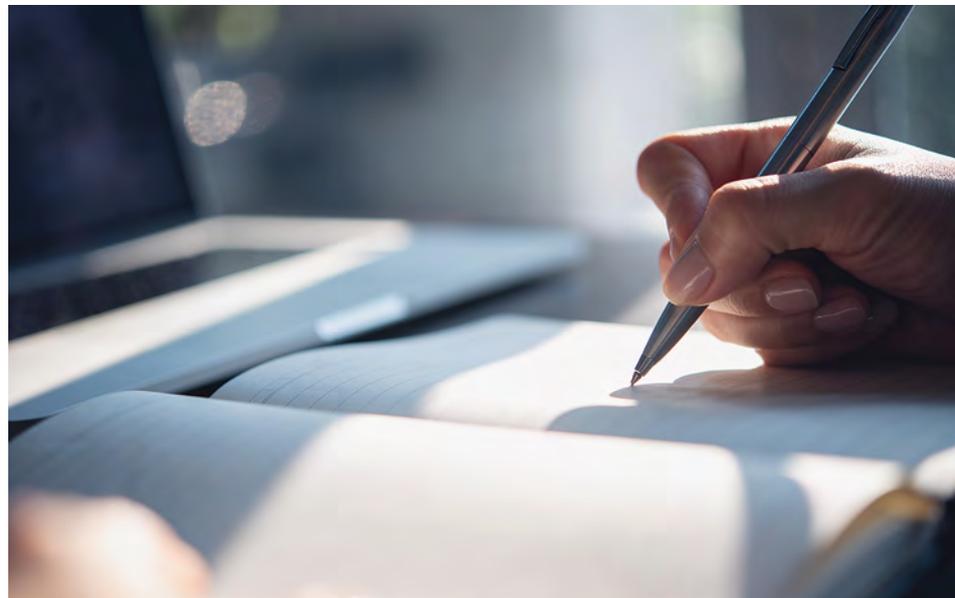
Im Sommersemester 2025 wollen alle weitermachen. „Ich habe im April keinen Schulunterricht mehr, nur noch die Abi-Prüfungen. Dann kann ich sogar mehr Veranstaltungen besuchen“, sagt Theodor. Und Maja, die noch zwei Schuljahre vor sich hat, möchte gerne die nächsten beiden Semester an der Uni bleiben. „Bisher hat mich arbeitstechnisch nichts mehr erfüllt als Jura. Das ist das, was ich später machen möchte. Durch diese Erkenntnis bin ich selbstbewusster geworden.“

Linda hat sich bereits entschlossen, nach dem Abitur an der Uni Potsdam zu bleiben und Soziologie zu studieren. Vorausgesetzt, sie bekommt ein Stipendium. In der Vergangenheit unterstützte Oliver Günther als Präsident der Universität Potsdam ausgewählte Juniorstudierende mit einem Empfehlungsschreiben, betont Bettina Hertrich. „Das Juniorstudium kann Türen öffnen. Man muss allerdings hindurchgehen.“

1

Das **Juniorstudium** an der Uni Potsdam vermittelt Schüler*innen ab der 10. Klasse einen ersten Eindruck vom gewünschten Studienfach und auch vom Alltag an der Uni. Bewerbungen für das kostenlose Angebot sind ab 1. Mai 2025 zum Wintersemester 2025/26 möglich.

➤ Weitere Informationen





Geht's mir gut?

Andreas Heißel erforscht die psychische Gesundheit von Studierenden



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Emil hat Glück: Er hat einen Platz in seinem Wunschstudiengang ergattert, sogar ein Zimmer in einer WG. Volltreffer. Doch schon im ersten Semester merkt er: Es geht ihm nicht gut. Er schläft schlecht, fühlt sich oft gestresst. Frühstück gibt es meist im Stehen, auf dem Sprung zur Vorlesung, abends vergisst er das Essen oft ganz. Es wird häufig spät, mal wegen der Bücher, mal einer Party. Und er hat immer wieder Angst, dass er den Anschluss verpasst, sein Studium nicht schafft. Irgendwann sagt eine Freundin zu ihm: „Emil, ich glaube, du bist krank. Du brauchst Hilfe!“

Veränderungen stressen uns

Emil ist zwar erfunden, aber es gibt viele, denen es so geht wie ihm. „Rund die Hälfte aller Studienanfänger leidet unter Stress“, sagt Dr. Andreas Heißel. „Dieser geht häufig einher mit psychosomatischen Beschwerden und weniger Lebensfreude. Und bei knapp einem Drittel wurde bereits eine psychische Erkrankung diagnostiziert.“ Heißel ist Senior Research Fellow an der Professur für Sozial- und Präventivmedizin am Institut für Sport- und Gesundheitswissenschaften der Universität Potsdam und forscht zu emo-

tionaler Gesundheit. „Von da geht es nicht selten weiter abwärts: Studien zeigen, dass die psychische Gesundheit sich bei vielen im Laufe des Studiums verschlechtert. Das sollte nicht passieren.“ Deshalb untersucht Andreas Heißel gemeinsam mit Forschenden aus 30 Ländern die psychische Gesundheit von Studierenden – vom ersten Semester bis zum Abschluss. Die 2024 gestartete Studie UniLife-M soll Zusammenhänge aufzeigen zwischen Lebensgewohnheiten und dem psychischen Wohlbefinden.

Ein Studium zu beginnen, krepelt das Leben um und bringt viele Veränderungen mit sich: neue Stadt, neue Menschen, neue Aufgaben. Dabei verkraften wir Menschen Veränderungen eher schlecht. Evolutionsbiologisch verbinden wir mit ihnen oftmals Unsicherheit und Gefahr, sie stressen uns. Und dann entwickeln wir Lebensgewohnheiten, die nicht selten ungesund sind – ernähren uns falsch, schlafen schlecht und konsumieren Dinge, die uns nicht guttun. „Wir wollen herausfinden, welche Faktoren dazu führen, dass manche krank werden – und wie sie zusammenhängen“, erklärt Andreas Heißel. „Wenn sich herausstellt, dass bestimmte Kombinationen von Faktoren die Gefahr für psychische Erkrankungen deutlicher steigern als andere, könnten wir daraus Empfehlungen und Maßnahmen ableiten,

1

➤ **Tipps und
Beratungsangebote für
Studierende in psychisch
belastenden Situationen**



die Betroffenen helfen würden.“ Aber nicht nur denen, erklärt der Forscher. Im Umkehrschluss gelte auch: Positive Lebensgewohnheiten zu fördern, wirkt präventiv gegen psychische Erkrankungen.

Ein Aufwand, der sich lohnt. Denn obwohl psychische Erkrankungen längst nicht mehr derart stigmatisiert sind wie bis vor einigen Jahren, nehmen viele sie noch immer nicht vollends ernst. Rund zwei Drittel aller Menschen, die eine diagnostizierte psychische Erkrankung haben, nehmen keine Behandlung in Anspruch. „Für ein gebrochenes Bein gibt es einen klaren Heilungsplan“, erklärt Heißel. „Bei einer Depression ist das schwieriger.“

Herausfinden, was krank macht

Umso wichtiger sind Forschungen wie die Uni-Life-M Studie, die zeigen, wie es um unser seelisches Gleichgewicht steht – und welche Faktoren großen Einfluss darauf haben. Bei der Untersuchung, die von dem brasilianischen Wissenschaftler Prof. Felipe Schuch geleitet wird, werden Studierende im Laufe ihres Bachelorstudiums vier Mal befragt: zum Beginn, nach einem, zwei und ein letztes Mal nach dreieinhalb Jahren, also nach dem Abschluss. Mit standardisierten Fragebögen geben sie selbst Auskunft über ihre psychischen Belastungen und ihren Lebenswandel. Bis Anfang 2025 haben bereits mehr als 20.000 Studierende von über 80 Universitäten aus mehr als 30 Ländern teilgenommen. In Deutschland sind elf Universitäten dabei. „Dank der großen Zahl an Teilnehmenden hoffen wir mehr darüber zu erfahren, welche Kombination von Lebensstilfaktoren sich wie auswirkt“, erklärt Andreas Heißel. Gut möglich also, dass wenig Schlaf und Bewegung zusammen mit schlechterer Ernährung die Gefahr für psychische Erkrankungen stärker

erhöht als ein anderer Mix von Angewohnheiten. Natürlich schauen die Forschenden auch auf die feinen Unterschiede: Gibt es kulturell bedingte Verhaltensweisen? Differenzen zwischen Männern und Frauen? Variationen, die sozial bedingt sind? Auch eine eigene Auswertung der Daten der Studierenden der Universität Potsdam ist vorgesehen. Im ersten Schritt interessieren sie sich aber dafür, was alle verbindet: „Wenn wir universelle Faktoren finden, die für alle gelten, lassen sich daraus wirksame Maßnahmen ableiten.“ Und die helfen dann nicht nur denen, die bereits betroffen sind, sondern vor allem auch dabei, neue Erkrankungen zu verhindern.

Noch läuft die Erhebung der Daten, aber die Forschenden gehen davon aus, dass bestimmte Lebensstilfaktoren mit besserer psychischer Gesundheit in Verbindung stehen. Diese zu fördern, wirke auch präventiv gegen psychische Erkrankungen, erklärt Andreas Heißel: „Eine ausgewogene Ernährung, hohe Schlafqualität und regelmäßige körperliche Bewegung etwa.“ Dabei gehe es gar nicht darum, ein ganz bestimmtes Programm zu absolvieren. Egal ob Yoga, Ausdauer- oder Kraftsport – eigentlich sei jeder Sport, jede Form von Bewegung hilfreich. Außerdem brauche es das Bewusstsein, dass unser Lebenswandel aus Gewohnheiten besteht, die tief in unserem Alltag verwurzelt sind. Was wir uns angewöhnt haben, werden wir so schnell nicht wieder los: Einen Lebensstil, der uns krankmacht, zu ändern, ist eine große Herausforderung. „Wir schaffen es, wenn wir uns das immer wieder bewusstmachen – und jemanden haben, der uns bestärkt, sodass wir uns klare Ziele setzen können, um neue Gewohnheiten zu etablieren“, so Andreas Heißel. „Ein funktionierendes soziales Umfeld, das uns auch bei Rückschlägen unterstützt, ist überhaupt das Wichtigste!“ Wer das hat, hat Glück. Wie Emil.



Rund die Hälfte aller Studienanfänger leidet unter Stress.



Andreas Heißel
ist Senior Research Fellow
an der Professur für Sozial-
und Präventivmedizin der
Universität Potsdam.

ZUSAMMENGEHÖRIGKEIT STÄRKEN

IM EDUC THINK LAB ENTWICKELN STUDIERENDE DIGITALE TOOLS FÜR DIE EUROPÄISCHE HOCHSCHULALLIANZ



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Hallo, EDUC, ich studiere Geschichte und Philosophie an der Universität Potsdam. Welche Veranstaltungen gibt es für mich im EDUC-Kurskatalog?“ – „Guten Tag, Matthias, aktuell kommen 25 Kurse für dich infrage. Ich habe sie dir hier zusammengestellt.“ Ein Gespräch, das zwar noch Zukunftsmusik, aber vielleicht näher ist, als man denken könnte. Denn die europäische Hochschulallianz EDUC arbeitet intensiv an digitalen Plattformen und Tools, mit denen Studierende, Forschende und Beschäftigte sich besser informieren, vernetzen und ihr Studium oder gemeinsame Projekte organisieren können. Das EDUC Think Lab ist die erste internationale studentische Denkfabrik, ins Leben gerufen, um die größte Stakeholdergruppe der EDUC-Hochschulen – die Studierenden – in den Prozess der Entwicklung des virtuellen Campus einzubinden. Das Think Lab bringt sie mit entsprechenden Experten aus allen Mitgliedshochschulen zusammen, um die Hilfsmittel zu schaffen, die wirklich gebraucht werden, darunter einen Chatbot, ein professionelles Netzwerk und eine Arbeitsplattform. Mit dabei sind Pascal Kienast und Timilehin Ogunnusi. Ausgestattet mit einem Universitätsstipendium erhalten die beiden Studenten der Universität Potsdam die Gelegenheit, die studentische Perspektive einzubringen.

vor allem ein digitaler sein, der allen die Möglichkeit bietet, dabei zu sein, egal, ob sie die Mittel und Zeit für Reisen und ein ganzes Auslandssemester haben.

Diese EDUC-Idee nimmt seit einiger Zeit Formen an, wie Ulrike Schmidt vom EDUC-Team erklärt. „Studierende, Doktoranden, Postdocs, aber auch Beschäftigte finden im Kurskatalog bereits viele Kurse von allen EDUC-Hochschulen.“ Das Netzwerk wächst.

„EDUC ist für mich wie eine eigene transnationale Universität, die Studierende vernetzt und das Studium auf ein ganz neues Niveau hebt“, sagt Timilehin Ogunnusi. Er muss es wissen. Ogunnusi stammt aus Nigeria, kam 2021 für sein Masterstudium „Economic Policy and Quantitative Methods“ nach Potsdam. Sein wissenschaftliches Steckenpferd ist Klimaökonomie, Reisen seine Leidenschaft. Mit verschiedenen EDUC-Programmen war er bereits in Rennes und Brno. Sein Think-Lab-Partner Pascal Kienast, der Europäische Medienwissenschaft studiert, kommt aus Brandenburg und ist bislang weniger weit gereist. Die Begeisterung für EDUC verbindet die beiden: „EDUC verändert die Idee eines internationalen Studiums grundlegend: Die umfassende Flexibilität – durch einen virtuellen Campus mit digitalen Arbeits- und Vernetzungsmöglichkeiten sowie kleinen Micro-Degrees – hat Mobilität quasi neu definiert.“

Das Think Lab bringt Experten und Studierende zusammen

Der Virtual Campus soll nun, wo sich das Programmbuch immer weiter füllt, auch technisch fit gemacht werden und eigene maßgeschneiderte Hilfsmittel bekommen. „Der virtuelle Campus macht nicht nur das gemeinsame Studieren und Arbeiten in EDUC leichter und produktiver, sondern trägt hoffentlich auch dazu bei, das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Allianz zu stärken. Uns ist wichtig, bei der Entwicklung die Bedürfnisse der Studierenden zu berücksichtigen“, sagt Ulrike Schmidt. Immerhin haben die EDUC-Hochschulen rund 200.000 Studierende bei „nur“ etwa 13.500 Forschenden und 17.500 Verwaltungsbeschäftigten. Deshalb hat die Allianz ein Think Lab auf den Weg gebracht. In diesem sitzen IT- und Bildungsexperten mit Studierenden der Allianz-Unis an einem Tisch und arbeiten ein Jahr lang an den EDUC-Tools. „Die Studierenden werden dafür mit einem Stipendium oder einem Arbeitsvertrag ausgestattet – und haben so den nötigen Freiraum, ihre Erfahrung aus dem Stu-



Timilehin Ogunnusi
studiert Economic Policy
and Quantitative Methods
an der Universität Potsdam.



**Mehr zum
EDUC Think Lab**



Von der Idee zum digitalen Campus

EDUC begann 2019 als Vision: Europäische Universitäten vereinen sich, um Studium, Forschung und Arbeit auf ein neues Niveau zu heben – ein gemeinsamer Raum ohne administrative, kulturelle oder soziale Hürden. Und dieser Raum sollte

dium einzubringen“, erklärt Ulrike Schmidt. Die beiden Potsdamer Studenten erhalten ein einjähriges Universitätsstipendium, eines davon wird von der Universitätsgesellschaft Potsdam gestiftet. Timilehin Ogunnusi hat sich im Studium bereits mit dem Wachstum von technologischen Trends beschäftigt, Pascal Kienast davor schon Wirtschaftsinformatik studiert. „Wir wollen mithelfen, technologische Fortschritte so einzusetzen, dass sie auch der Bildung zugutekommen: Dadurch können wir mehr Bildung erreichen, ohne dass sie an Qualität einbüßt“, sagt Ogunnusi.

Ein Chatbot für den leichteren Einstieg

Nach einem Kickoff Meeting in Potsdam im November 2024 haben sich drei Gruppen gefunden, die nun ein Jahr an ihren Aufgaben arbeiten. Eine widmet sich der User Experience im Virtual Campus. Eine zweite Gruppe entwickelt eine bestehende Netzwerkplattform für Doktorand*innen und Forschende der Allianz weiter, die es noch leichter machen soll, Kooperationspartner an den anderen Universitäten zu finden. Die beiden Potsdamer Studenten sind Teil der dritten Gruppe, die einen EDUC-Chatbot entwickeln wird. Er soll ein erster Anlaufpunkt für Studierende sein, bei der Suche nach passenden Kursen helfen, aber auch typische FAQs beantworten können. „So ein Chatbot kann Hür-

den abbauen und das Studium nahtloser machen, weil die Studierenden bei vielen Fragen nicht auf Antworten warten müssen“, ist Timilehin Ogunnusi sicher. Er erstellt deshalb in einem ersten Schritt eine Fallstudie dazu, welche Universitäten bereits Chatbots einsetzen und welche Funktionen sich durchsetzen. Parallel schraubt Pascal Kienast schon im Maschinenraum des neuen digitalen Helfers.

Das fünfköpfige Team arbeitet größtenteils virtuell, da zwei von ihnen in Norwegen und Tschechien sitzen. Regelmäßig trifft sich die Gruppe, diskutiert den Fortschritt, verteilt Aufgaben und geht dann wieder in die individuelle Arbeit auseinander. Im Juni 2025 geht das erste Think Lab zu Ende, dann werden die drei Gruppen ihre Ergebnisse EDUC-weit vorstellen. „Wir hoffen, dieses Format fortführen zu können“, sagt Ulrike Schmidt. Pascal Kienast ist längst überzeugt: „Mit unserem Projekt wollen wir dazu beitragen, das Feeling eines physischen Campus in den virtuellen Campus zu übertragen. Für uns hat das schon geklappt und ich bin sicher, dass EDUC davon profitieren wird.“



Pascal Kienast
studiert Europäische
Medienwissenschaft an
der Universität Potsdam
und der Fachhochschule
Potsdam.



Ein Klangfenster mit Blick gen Süden

Der Pianist und Musikdozent Jan Gerdes holt zeitgenössische Klaviermusik aus Afrika in den Hörsaal



MORITZ JACOBI

Gehen wir mal nach Ägypten!“ Behutsam lässt Jan Gerdes seine Finger über die Klaviatur wandern. Das von Halim El-Dabh komponierte „Soufiane“ erklingt im Kammermusiksaal. Und sofort fangen Gerdes und seine Studierenden an, das Gehörte zu analysieren. Woran erinnert uns diese Passage? Welche Modi und Skalen werden hier verwendet?

Der Musikdozent von der Universität Potsdam erkundet mit seinen Studierenden den „African Pianism“, ein Begriff, den der nigerianische Komponist Akin Euba für die mit afrikanischen Musizierformen und anderen kulturellen Einflüssen vermengte Klaviermusik des 20. Jahrhunderts geprägt hat. Die musikalischen Bezüge reichen von afrikanischen Gesangstraditionen über Skalen aus Vorderasien und die europäische Klassik bis hin zur Jazzkultur Nord-Amerikas.

Deutsch-afrikanische Kollaboration am Klavier

Jan Gerdes, der das Fach Klavier am Institut für Ästhetische Bildung der Universität Potsdam unterrichtet, widmete afrikanischen – und afro-

diasporischen – Komponist*innen deshalb im Wintersemester 2024/25 ein ganzes Seminar. Dabei konnten sich die Master-Studierenden eingehender mit Klavierstücken und Künstler*innen befassen, die man in den Lehrplänen der Hochschulen, in Festivalprogrammen und Spielplänen von Konzerthäusern meist vergeblich sucht.

Und mit einer zeitgenössischen Musik, der Gerdes mit seinem Album „East-West-Central-South“ zu einem breiteren Publikum verhelfen möchte. Die 2024 veröffentlichte Platte versammelt Komponist*innen aus Nigeria, Äthiopien, dem Kongo und Südafrika mit stilistisch ganz unterschiedlichen Werken, im Studio eingespielt von Jan Gerdes. Da treffen zarte Tonbilder und wechselnde Taktarten auf minimalistische Klänge, expressive Gesten auf Soundtrackhaftes wie den „Walk on A Misty Morning“.

„Es ist eine sehr subjektive Auswahl“, sagt der Pianist. „Aber äußerst facettenreich.“ Und der Zwischenstand eines langfristigen künstlerischen Interesses, das auf eine Reise in den Senegal im Jahr 2018 zurückgeht. Seither fördert der Musikdozent über ein wachsendes Netz aus persönlichen Kontakten nach Afrika eben jene Musik zutage, die fernab des etablierten eurozentrischen Musikbetriebs entsteht und stattfindet.



Jan Gerdes
unterrichtet seit 2010
das Fach Klavier an der
Universität Potsdam.

Wie findet man unveröffentlichte Kompositionen?

Partituren? Schwierig! „Es gibt äußerst wenig käuflich zu erwerbendes Notenmaterial von zeitgenössischer Klaviermusik aus Afrika“, so Gerdes. „Sie wird bisher einfach noch nicht verlegt.“ Auch das Internet ist bei Kunstwerken, die nicht veröffentlicht sind, nur bedingt hilfreich. Die Komponist*innen und ihre Werke überhaupt aufzuspüren, hat deshalb Jahre gedauert.

Eine regelrechte Detektivarbeit, die ohne interkulturelle Brückenbauer und die Pionierarbeiten afrikanischer Komponist*innen und Musikwissenschaftler*innen kaum denkbar wäre. Dazu zählt Gerdes insbesondere Dr. Andile Khumalo aus Johannesburg, der ebenfalls als Komponist und Musikdozent bekanntgeworden und auf Gerdes' Album mit mehreren Stücken vertreten ist.

In Zoom-Meetings hat der Musiker die ausgewählten Werke mit Khumalo und den anderen Komponist*innen besprochen und geprobt. „Einzig André Bangambula Vindu aus dem Kongo war überhaupt nicht aufzutreiben“, erinnert sich der Musikpädagoge. Dabei ist Vindu alles andere als ein Unbekannter: Nach seiner Zeit als Musikdozent und einem langen Aufenthalt am Konservatorium in Shanghai war der Kongolese unter anderem Mitglied des Unesco International Music Council.

Dass sein Stück „Lullaby“ es trotzdem auf Gerdes' Album geschafft hat, verdankt es dem vergleichsweise seltenen Umstand, dass es als Teil einer „Suite for Piano“ bereits einmal verlegt worden ist. „Nachdem East-West-Central-South erschienen war, ist Vindu dann doch noch aufgetaucht und hat sich riesig gefreut“, erzählt Jan Gerdes. „Inzwischen findet man ihn auch auf Social Media.“

Der Kritik der kulturellen Aneignung sieht er deshalb gelassen entgegen, zumal die Komponist*innen ihr ausdrückliches Okay zu diesem Aufnahmeprojekt gegeben haben. Vieles in Europa sei auf Kosten von anderen entstanden, sagt er. „Heute geht es darum, sich auf Augenhöhe zu begegnen und die sozialen und kulturellen Umstände zu verstehen, unter denen diese Musik entstanden und wegen derer sie hierzulande bisher kaum bekannt ist.“

Zurück im Kammermusiksaal der Uni Potsdam lauschen aufmerksame Ohren den Kompositionen von Ezra Abata Yimam. Die auf dem äthiopischen Fünftönen-System basierende Musik überrascht mit virtuosen Momenten und wurde auf Gerdes' Album zum ersten Mal überhaupt

eingespielt. Dieses und viele andere Werke können sich die Studierenden aussuchen, um sie einzustudieren, musik- und kulturgeschichtlich einzuordnen und schließlich in einem hochschulöffentlichen Abschlussabend zu präsentieren.

Darunter auch ein Stück von Florence Price, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als erste afroamerikanische Komponistin von klassischer Musik bekannt wurde. „Es werden immer noch viel zu wenige Werke von Komponistinnen aufgeführt“, beklagt Jan Gerdes. „Dabei fragen die Studierenden oft gezielt danach. Und ich finde das absolut berechtigt.“

Auftritte und musikalischer Austausch in Südafrika

Der Umfang seines afrikanischen Repertoires? „Ich könnte glatt noch einmal so eine Platte machen“, sagt Jan Gerdes. Der Musiker ist dankbar für die Förderung seines interkulturellen Musikprojekts durch den Deutschen Musikrat und die Lund Stiftung. Auch das Musikfeuilleton zeigte sich begeistert.

Im Frühjahr 2025 will Gerdes wieder nach Afrika aufbrechen, diesmal in den Süden des Kontinents. Geplant sind Auftritte, aber auch Workshops mit Musikstudierenden in Johannesburg und Pretoria. Das bedeutet auch frische Inspiration, Nachschub an Musikkultur und Kontakte zur südafrikanischen Klavierszene. „Die musikalische Reise ist noch lange nicht zu Ende“, sagt Jan Gerdes.

”

Heute geht es darum, die sozialen und kulturellen Umstände zu verstehen, unter denen die Musik entstanden und wegen derer sie hierzulande bisher kaum bekannt ist.

East-West-Central-South
ist 2024 beim Label Genuin erschienen.



Mit Studierenden im Kammermusiksaal

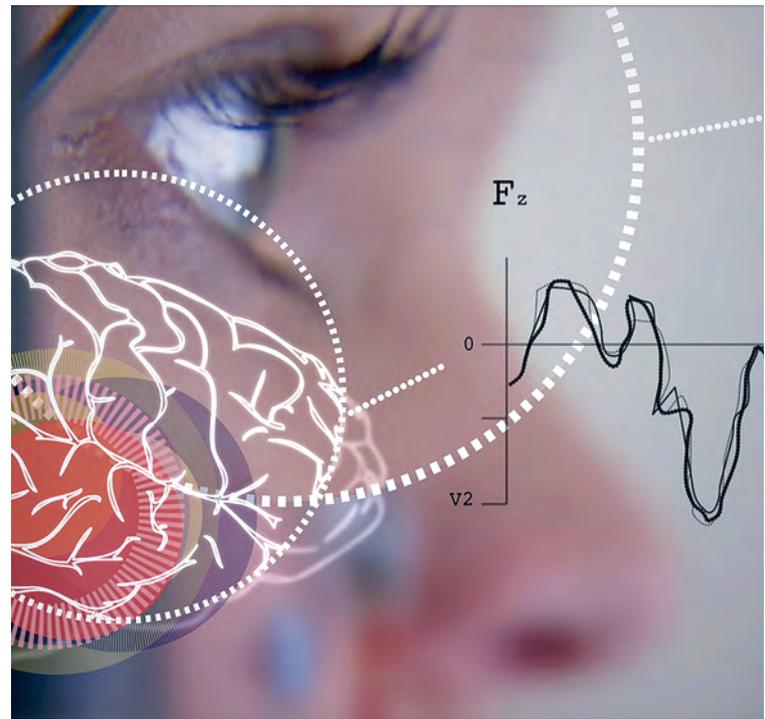


Rang und Namen



**FLORIAN DÖNAU &
DR. JANA SCHOLZ**

2025 schärft die Hochschule mit neuen Universitären Forschungsschwerpunkten (UFS) ihr Profil. Zu den bereits bestehenden „Cognitive Sciences“ und „Evolutionary Systems Biology“ kommen drei weitere in Biologie, Chemie und den Bildungswissenschaften hinzu. Außerdem wurden fünf Potenzialbereiche festgelegt, die thematisch von den Digitalen Geisteswissenschaften bis zur Gesundheitsforschung reichen. Sie alle stärken die Vernetzung mit Forschungseinrichtungen und Hochschulen in der Region und schließen an drängende gesellschaftliche Fragen unserer Zeit an. „Mit diesen insgesamt zehn Universitären Forschungsschwerpunkten und Potenzialbereichen ist die Universität Potsdam für die kommenden Jahre in der international sichtbaren Spitzenforschung hervorragend aufgestellt“, sagt der Präsident der Universität, Prof. Oliver Günther, Ph.D.



MODELLE DES DENKENS: COGNITIVE SCIENCES

Der Forschungsschwerpunkt Kognitionswissenschaften befasst sich mit komplexen kognitiven Leistungen von Menschen und künstlichen kognitiven Systemen. Er vernetzt Forschende aus der Humanwissenschaftlichen, der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und der Philosophischen Fakultät sowie zwei externen Einrichtungen. Themen der kooperativen Projekte sind unter anderem die Struktur, Dynamik und Entwicklung von Sprache, visueller Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Motorik und Kognition bei Kindern, Erwachsenen und älteren Menschen. Dabei kommen experimentelle und klinische Methoden ebenso zum Einsatz wie Verfahren der computationalen kognitiven Modellierung.

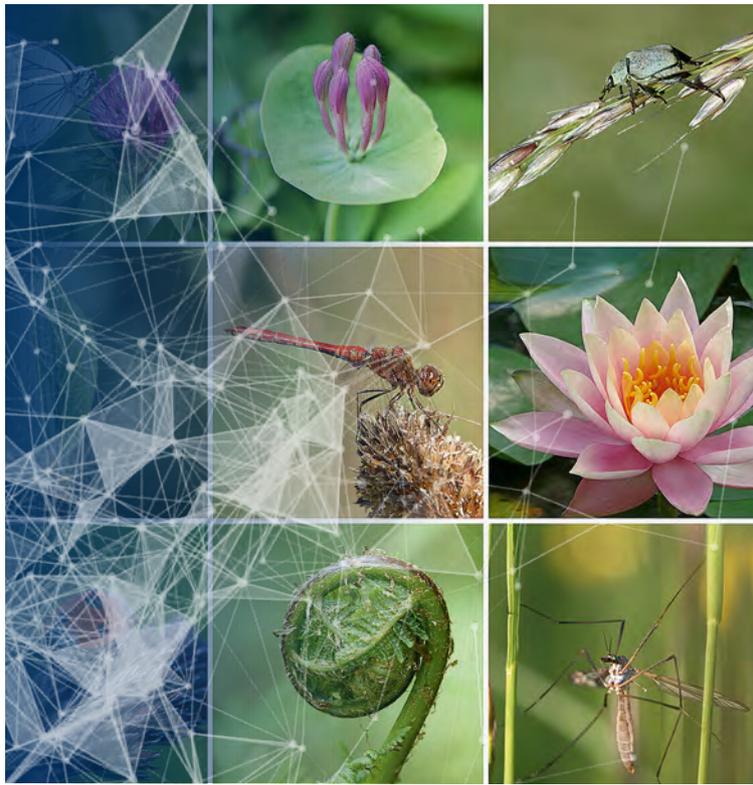
„Der UFS setzt die langjährige erfolgreiche Forschungstradition in den Kognitionswissenschaften an der Universität Potsdam fort: Psychologie, Linguistik, Mathematik, Informatik und andere Fächer arbeiten eng zusammen, um die Mechanismen des Wahrnehmens und Verhaltens zu ergründen. Die kognitionswissenschaftliche Forschung an der Universität Potsdam zeichnet sich nicht nur durch die erfolgreiche Untersuchung des Zusammenspiels von sprachlichen und nicht-sprachlichen geistigen Prozessen aus, sondern auch durch den Ansatz der Modellierung von Dynamiken und den Altersbereich von Kleinkindern bis zu älteren Personen.“

Prof. Dr. Birgit Elsner
Humanwissenschaftliche Fakultät



➔ Weitere Informationen auch zu
den Potenzialbereichen





DYNAMIKEN DER EVOLUTION: **EVOLUTIONARY SYSTEMS BIOLOGY**

Wie bringt die Evolution neue Merkmalsausprägungen hervor? Dieser Frage gehen die Forschenden mittels experimenteller Ansätze, Bioinformatik und Modellierung nach. Das Wachstum und die Entwicklung von Organismen beruht auf dem Wechselspiel unzähliger Bestandteile in molekularen und zellulären Netzwerken. Im Laufe der Evolution haben sich neue Merkmale herausgebildet, indem die Struktur dieser Netzwerke, ihre Bestandteile oder die Dynamik ihrer Wechselwirkungen verändert wurden. Die Forschenden aus dem Institut für Biochemie und Biologie wollen verstehen, wie diese Veränderungen zustande gekommen sind und wie sie sich in neue Merkmale übersetzen. Außerdem möchten sie herausfinden, ob die Struktur der molekularen und zellulären Netzwerke bestimmte evolutionäre Veränderungen begünstigt.

„Wir werden ein besonderes Augenmerk darauf legen, welche Unterschiede in diesen Netzwerken verschiedenen Umweltantworten zugrunde liegen, um so die Anpassungsfähigkeit von Organismen an eine sich wandelnde Umwelt zu verstehen.“

Prof. Dr. Michael Lenhard
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

BILDUNG FÜR RESILIENZ IN EINER WELT IM DIGITALEN WANDEL: **EDUCATION FOR THE FUTURE**

Welche Rolle spielt die digitale Lebensumwelt von Kindern und Jugendlichen für die Entwicklung von gesellschaftlicher Teilhabe in einer sich stark verändernden Welt? Dieser Frage gehen Forschende aus Erziehungswissenschaft, Psychologie, Grundschul- und Inklusionspädagogik, Soziologie und Wirtschaftsinformatik interdisziplinär und anwendungsorientiert nach. Ziel ist es, die komplexen Wechselwirkungen zwischen dem Aufwachsen in einer Kultur der Digitalität einerseits und dem Einfluss individueller Merkmale von Kindern und Jugendlichen andererseits besser zu verstehen. Zudem wollen die Forschenden konkrete Maßnahmen zur Stärkung der Resilienz im Umgang mit einer unsicheren Welt entwickeln. Potenziale digitaler Angebote, die eine gerechtere Teilhabe an Bildungschancen ermöglichen, sollen dabei besser genutzt werden. Zum anderen sollen sie mögliche negative Auswirkungen einer digital geprägten Welt auf Kinder und Jugendliche entschärfen.

„Über die Auswirkungen digitaler Medien auf die psychische Gesundheit und Meinungsbildung bei Kindern und Jugendlichen wird in der Öffentlichkeit viel und oftmals sehr emotional diskutiert. Mit dem UFS wollen wir dazu beitragen, dass die öffentliche Debatte auf empirischen Erkenntnissen beruht, und Kinder und Jugendliche darin unterstützen, verantwortungsbewusst und kompetent in einer digital geprägten Welt zu agieren.“

Prof. Dr. Katharina Scheiter
Humanwissenschaftliche Fakultät





INDIVIDUEN IN ÖKOSYSTEMEN UND GLOBALEM WANDEL: **INDIVIDUAL-BASED GLOBAL CHANGE ECOLOGY**

Der Verlust biologischer Vielfalt und der Abbau von Ökosystemen gehören zu den drängendsten Herausforderungen unserer Zeit. Ein besseres Verständnis der komplexen Ursache-Wirkungs-Gefüge zwischen natürlichen Prozessen und menschlichen Aktivitäten ist entscheidend, um daraus Handlungsstrategien und Politikempfehlungen abzuleiten. Bislang ist das Verständnis dieser Prozesse begrenzt, da die vorherrschenden Konzepte in Ökologie, Umwelt- und Klimawissenschaften ihrer Komplexität oft nicht gerecht werden. Der Forschungsschwerpunkt fokussiert deshalb die kausalen Zusammenhänge zwischen Biodiversität, globalem Wandel und menschlichem Wohlergehen. Ziel ist es, die Ökologie des Globalen Wandels zu einer Wissenschaft weiterzuentwickeln, die in der Lage ist, Vorhersagen zu treffen über die Wechselwirkungen zwischen Individuen, Artengemeinschaften und Ökosystemen sowie dem Menschen.

„Individuelle Unterschiede finden bislang in der Ökologie kaum statt. Wir wollen den Fokus auf die Akteure des globalen Wandels richten: die Individuen.“

Prof. Dr. Jana Anja Eccard
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

Fotos: © Dr. Valeria Mazza (L); Pexels/Googledesktopmind (r)

MATERIALIEN DER ZUKUNFT: **SUSTAINABLE MATERIALS DESIGN**

Nachhaltige Materialien sind ein entscheidender Baustein, um unseren gegenwärtigen Bedarf an Gütern zu decken und gleichzeitig Ressourcen für künftige Generationen zu erhalten. Sie tragen dazu bei, natürliche Bestände zu schonen, Energie für chemische Prozesse nutzbar zu machen und Stoffkreisläufe zu ermöglichen. Der Forschungsschwerpunkt verfolgt zwei Ziele: Neben der umweltschonenden Herstellung und Verwendung funktioneller Materialien geht es um ein besseres Verständnis von Licht-Materie-Wechselwirkungen, die in Zukunft die nachhaltige Herstellung von Materialien ermöglichen werden. Dafür werden diese Wechselwirkungen mit spektroskopischen und mikroskopischen Methoden untersucht. Letztlich sollen neue Wege zu nachhaltigen Materialien erschlossen werden.

„Wir befassen uns mit den Materialien der Zukunft, die möglichst ressourcenschonend hergestellt werden und recycelbar sein sollen, beziehungsweise mit Materialien, die uns helfen, verfügbare Sonnenenergie zu nutzen. Der UFS verknüpft Forschungen zu grundlegenden physikalischen Prozessen bis hin zur Synthese komplexer und bioinspirierter Materialien.“

Prof. Dr. Ilko Bald
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät



SCHON GEWUSST, DASS ...

eine Pille künftig Schlaganfällen vorbeugen könnte?

Forscher*innen finden Wirkstoffe gegen Gefäßfehlbildungen im Gehirn



MORITZ JACOBI

Bei starker Vergrößerung sieht sie aus wie eine Brombeere. Doch diese Verwachsung von Blutgefäßen, die als zerebrale kavernöse Fehlbildung (CCM) bezeichnet wird und bei etwa einem halben Prozent der Bevölkerung auftritt, kann Gehirnblutungen auslösen. Betroffene müssen jederzeit mit Schlaganfällen rechnen und bleiben oft nachhaltig geschädigt.

„Patient*innen mit CCM-3 haben mitunter schon als Kinder zahlreiche Läsionen im Gehirn“, sagt Prof. Dr. Salim Seyfried, der einige Leidensgeschichten persönlich kennt. „Die Läsionen können überall im Gehirn auftreten, auch in Bereichen, die inoperabel sind. Viele warten verzweifelt darauf, dass ein Heilmittel gegen ihre Krankheit gefunden wird.“

Dem Physiologen und seinem Team gelang vor einigen Jahren ein wichtiger Durchbruch im Kampf gegen die Erkrankung. Aus rund 6.000 chemischen Verbindungen haben sie erstmals Wirkstoffe identifiziert, die CCM-bedingte Verwachsungen in menschlichen Blutgefäßzellen möglicherweise verhindern können. „Auf industriellem Level ist dieser Prozess zum Teil schon etwas automatisiert“, sagt Postdotorandin Claudia Rödel. „Hier haben wir das manuell gemacht.“ Ein breit angelegtes Screening, das mehrere Jahre in Anspruch nahm und der Suche nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen glich. In einer neueren Studie entdeckten die Forschenden außerdem zwei weitere vielversprechende Wirkstoffe.

Die getesteten Substanzen umfassen auch solche aus gängigen Arzneien, die gegen alle möglichen Leiden eingesetzt werden, etwa gegen Bluthochdruck oder psychische Erkrankungen. Anhand von Fischeiern, später auch menschlichen Gefäßzellen untersuchten die Biolog*innen, ob diese Verbindungen gegenüber vaskulären Anomalien eine Wirkung entfalten. In einem weiteren Schritt wurde eine engere Auswahl dieser Substanzen ganz gezielt daraufhin untersucht, ob sie auf molekularer Ebene einen Einfluss auf die Krankheitsursache von CCM nehmen.

Blutfluss: ein Sparringspartner für Gefäßzellen

Schließlich ist im Fall von CCM der Übeltäter nach jahrelangen Forschungen kein Unbekannter: der sogenannte Transkriptionsfaktor KLF2. „Dieses KLF2 ist der vielleicht am besten erforschte biomechanische Regulator“, sagt Salim Seyfried. „Aber bei CCM hatte den zunächst niemand auf dem Schirm.“

Van-Cuong Pham, Doktorand am Institut für Biologie und Biochemie, erklärt, was dabei auf molekularer Ebene passiert. „Im Prinzip reagiert KLF2 auf den Blutfluss“, erklärt Pham. „Ist dieser ausreichend hoch, wird KLF2 aktiviert und schützt die Gefäßzellen gegen den mechanischen Stress.“ Die Forschenden vermuten, dass die Scherkräfte, die auf Blutgefäße einwirken, Einfluss auf die Gefäßgesundheit haben.

”

Viele Patient*innen mit CCM-3 warten verzweifelt darauf, dass ein Heilmittel gegen ihre Krankheit gefunden wird.

„Durch unsere Forschung wissen wir, dass KLF2 nicht nur schützen, sondern auch krank machen kann.“ Denn im Erbgut von CCM-Patient*innen, die oft aus regelrechten Schlaganfall-Familien stammen, sorgen folgenschwere „Schreibfehler“ dafür, dass auch Gefäße mit geringem Blutfluss hohe Konzentrationen des Transkriptionsfaktors aufweisen. Dieser kann jedoch nicht wie bei Gesunden an die DNA der Gefäßzellen binden und sie schützen: Das Chromobox-Protein Homolog 7 (CBX7) hindert ihn daran und lässt KLF2 plötzlich Dinge tun, die den Zellen eher schaden als nützen.

„Die betroffenen Zellen teilen sich dann vermehrt, und auch die Form der Gefäße verändert sich zum Teil drastisch“, beschreibt Claudia Rödel den Blick durchs Mikroskop. In Laborversuchen konnte das Team nachweisen, dass zwei Substanzen mit den Kürzeln MS37452 und MS351 den aus dem Ruder geratenen Mechanismus unterbrechen, indem sie CBX7 blockieren.

Hoffnung auf medikamentöse Behandlung von CCM

In der Natur kommen solche CBX7-Hemmer allerdings nicht vor. „Es handelt sich um synthetische Verbindungen, die der US-amerikanische Pharmakologe Ming-Ming Zhou vom Mount Sinai Hospital entwickelt hat“, erläutert Salim Seyfried. „Wir wollen diese Wirkstoffe nun für die therapeutische Verwendung einsetzen. Ziel ist ein Medikament speziell gegen CCM.“

Diese „Pille gegen Schlaganfall“ könnte verabreicht werden, damit sich akute Gefäßwucherun-



Doktorand Van-Cuong Pham (l.) und Salim Seyfried im Labor

gen zurückbilden oder – im präventiven Einsatz – womöglich gar nicht erst entstehen. Sie würde heikle Gehirn-OPs überflüssig machen, bei denen erkrankte Blutgefäße entfernt werden, bevor sie platzen und einen Schlaganfall auslösen. Auch die MRT-Untersuchungen, die Zellwucherungen bei Risikopatient*innen aufspüren sollen, wären damit passé. Für die Betroffenen wäre ein normales Leben möglich.

Die Erkenntnisse der Potsdamer Wissenschaftler*innen gehen weit über die Entdeckung von Wirkstoffen hinaus. Denn die Erforschung der Ursachen von CCM wirft neue Fragen auf, speziell zur Strömungsdynamik des Blutes und ihren Auswirkungen auf die Zellen. Und warum tragen CCM-Patient*innen die ursächliche Genmutation in jeder Zelle ihres Körpers, entwickeln die brombeerförmigen Wucherungen aber ausschließlich im Gehirn?

Auch das Verständnis anderer Erkrankungen profitiert von der CCM-Forschung. Vielen liegt eine genetische Mutation zugrunde, die im Menschen jedoch nicht gut erforscht werden kann. Stattdessen braucht es tierische Zellen und Organismen, in denen die pathogenen Prozesse wie auch potenzielle Wirkstoffe beobachtet werden können. Besonders bei der Erstellung von Krankheitsmodellen in Zebrafischeiern hat sich das Institut im Laufe der Forschungen zu CCM viel Know-how angeeignet.

Ihrem Ziel, die tückische Erbkrankheit zu überlisten, sind die Forschenden ein gutes Stück näher gekommen. Bis ein zugelassenes Medikament gegen CCM auf den Markt gelangt, braucht es aber weitere Forschung, etwa zur Verstoffwechslung, zu möglichen Nebenwirkungen oder zur allgemeinen Verträglichkeit – und Investoren, die in der Produktion von Nischenmedikamenten eine Chance sehen. „Das kann ein Start-up sein, das ein zugelassenes Arzneimittel herstellt“, sagt Salim Seyfried.



Salim Seyfried
ist seit 2014 Professor für
Zoophysologie an der
Universität Potsdam.

salim.seyfried@
uni-potsdam.de

Fotos: © Thomas Roese (2)



Salim Seyfried (l.)
und Claudia Rödel

Durch Schleuderbeschichten
hergestellte Solarzelle auf Glas

SOLARZELLEN:

DIE NÄCHSTE GENERATION

Ein Besuch im Labor des Physikers
Dieter Neher

Sonnenlicht ist überall auf der Welt verfügbar und lässt sich emissionsfrei nutzen. Von allen nachhaltigen Technologien gilt die Photovoltaik – die direkte Umwandlung von Sonnenenergie in elektrischen Strom – als die günstigste. Unter Hochdruck wird daran gearbeitet, ihre Effizienz zu steigern. In der Solarzellenforschung ist Deutschland weltweite Spitze, insbesondere bei den auf Kohlenwasserstoffverbindungen basierenden organischen Solarzellen, dem Spezialgebiet von Prof. Dr. Dieter Neher. Seine Arbeitsgruppe gehört zu den international führenden in diesem Bereich. „Ich bin jemand, der gerne Rätsel löst“, sagt er. Bis organische Solarzellen im großen Maßstab verbaut und effektiv genutzt werden können, gibt es sicherlich noch einige knifflige Fragen zu beantworten.

Die Laborräume der Arbeitsgruppe „Physik und Optoelektronik weicher Materie“ befinden sich im obersten Stockwerk des Physikgebäudes auf dem Campus Golm. Gemeinsam mit zwei jungen Forschenden aus Indien geht es zunächst in das Präparationslabor. Sofort fallen die Handschuhkästen ins Auge, aus denen dicke schwarze Silikonhandschuhe herausragen. In den hermetisch abgeschlossenen Boxen können empfindliche Stoffe staubfrei und in einer künstlichen Atmosphäre – ohne Sauerstoff und Luftfeuchte – bearbeitet werden. Nun geht es an das sogenannte Schleuderbeschichten: „Wir mischen zunächst organische Halbleitermoleküle mit Lösungsmitteln“, erklärt Promotionsstudentin Manasi Pranav. „Die Lösung geben wir auf eine 2,5 mal 2,5 Zentimeter große Glasscheibe, die auf einer sich schnell drehenden Platte befestigt ist.“ Dadurch ist es möglich, die Glasscheibe mit einer sehr dünnen, nur 100 Nanometer hohen Halbleiterschicht zu überziehen. Zum Vergleich: Ein Haar ist etwa 700 Mal dicker.

Was in einer Solarzelle steckt

In den meisten Fällen müssen mehrere Schichten übereinandergestapelt werden, um eine gute Solarzelle zu bauen. Die erste besteht aus einem Polymer, das elektrisch sehr leitfähig ist und die Anode der Solarzelle bildet. Darauf kommt die aktive Schicht, die das Licht absorbiert und daraus freie Elektronen und freie Löcher im Halbleiter erzeugt. Den Abschluss bildet eine sogenannte Elektronentransportschicht, die dafür sorgt, dass die in der aktiven Schicht generierten Elektronen nur in eine Richtung fließen. So ist eine effizien-

te Umwandlung von Sonnenlicht in einen elektrischen Strom möglich. Die circa 100 Nanometer dünne Metallschicht, die die photogenerateden Elektronen sammelt und die Kathode bildet, wird im benachbarten Labor aufgebracht. Dort befindet sich ein thermischer Verdampfer, in dem ein Metall durch einen hohen elektrischen Strom erhitzt und verdampft wird. Die Metaldämpfe steigen nach oben und schlagen sich auf der zuvor hergestellten Multischichtstruktur nieder – die Solarzelle ist fertig.

Die Solarzelle wandert nun in einen weiteren Handschuhkasten – die Charakterisierungsbox. „Hier messen wir Ströme und kalibrieren die Zelle“, sagt Atul Shukla, der als Postdoc in der Gruppe von Dieter Neher forscht. Die Lichtquelle in der Box ist ein Sonnenlicht-Simulator, auf den die Solarzelle nun aufgesetzt wird. Je nach Beschichtungsmaterial unterscheiden sich die gemessenen Spannungen und Ströme, die an einem Bildschirm neben der Box in einem Diagramm abgetragen sind. „Im Modell können wir prüfen, ob unsere Messwerte theoretisch überhaupt möglich sind und ob der Kurvenverlauf mit der Mobilität der Ladungen vereinbar ist“, beschreibt Dieter Neher. Dabei interessiert ihn, ob das Ergebnis mit der Zusammensetzung der Bauteile erklärt werden kann.

„Wir wissen genau, was in den Bauteilen drin ist“, sagt er. Das ist die Besonderheit im Golmer Labor: Alle Einzelteile der Solarzellen werden hier hergestellt und gleichzeitig analysiert – ohne, dass



DR. STEFANIE MIKULLA

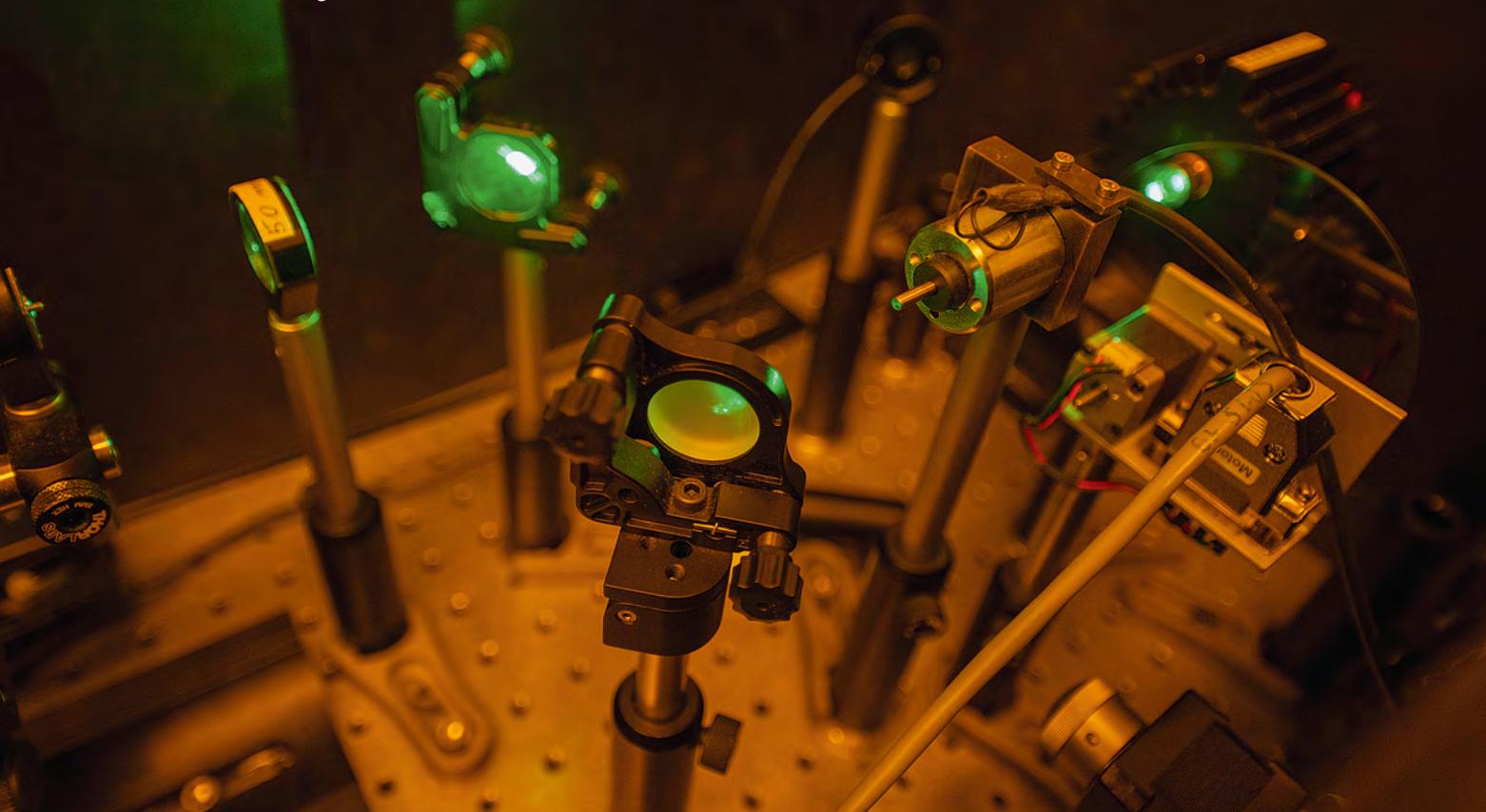


Dieter Neher

ist seit 1998 Professor für Physik und Optoelektronik weicher Materie an der Universität Potsdam.

dieter.neher@uni-potsdam.de





1

Licht besteht aus Photonen oder Lichtquanten, winzigen Energiepaketen, die sich mit Lichtgeschwindigkeit bewegen. Sie besitzen sowohl Wellen- als auch Teilcheneigenschaften.

die Gruppe auf andere Einrichtungen angewiesen ist. „Wir wollen die physikalischen Prozesse in den Solarzellen im Detail charakterisieren und verstehen“, betont Dieter Neher. „Unser Ziel ist in erster Linie, übergreifende Antworten für die Wissenschaftsgemeinde zu finden.“ Nicht umsonst zählt Neher zu den meistzitierten Forschenden weltweit, die jährlich vom US-Unternehmen Clarivate gelistet werden. Ein gutes Materialverständnis sei wichtig, so der Physiker, der lange am Max-Planck-Institut für Polymerforschung in Mainz gearbeitet hat. Daher legt er großen Wert auf eine gute Zusammenarbeit im Team: „Uns interessiert, wie die unterschiedlichen Messungen und Simulationen der Physiker, Chemiker und Materialwissenschaftler zusammenpassen. Dazu vernetzen wir uns regelmäßig bei Besprechungen, Konferenzen und in unserem Arbeitsgruppenseminar.“

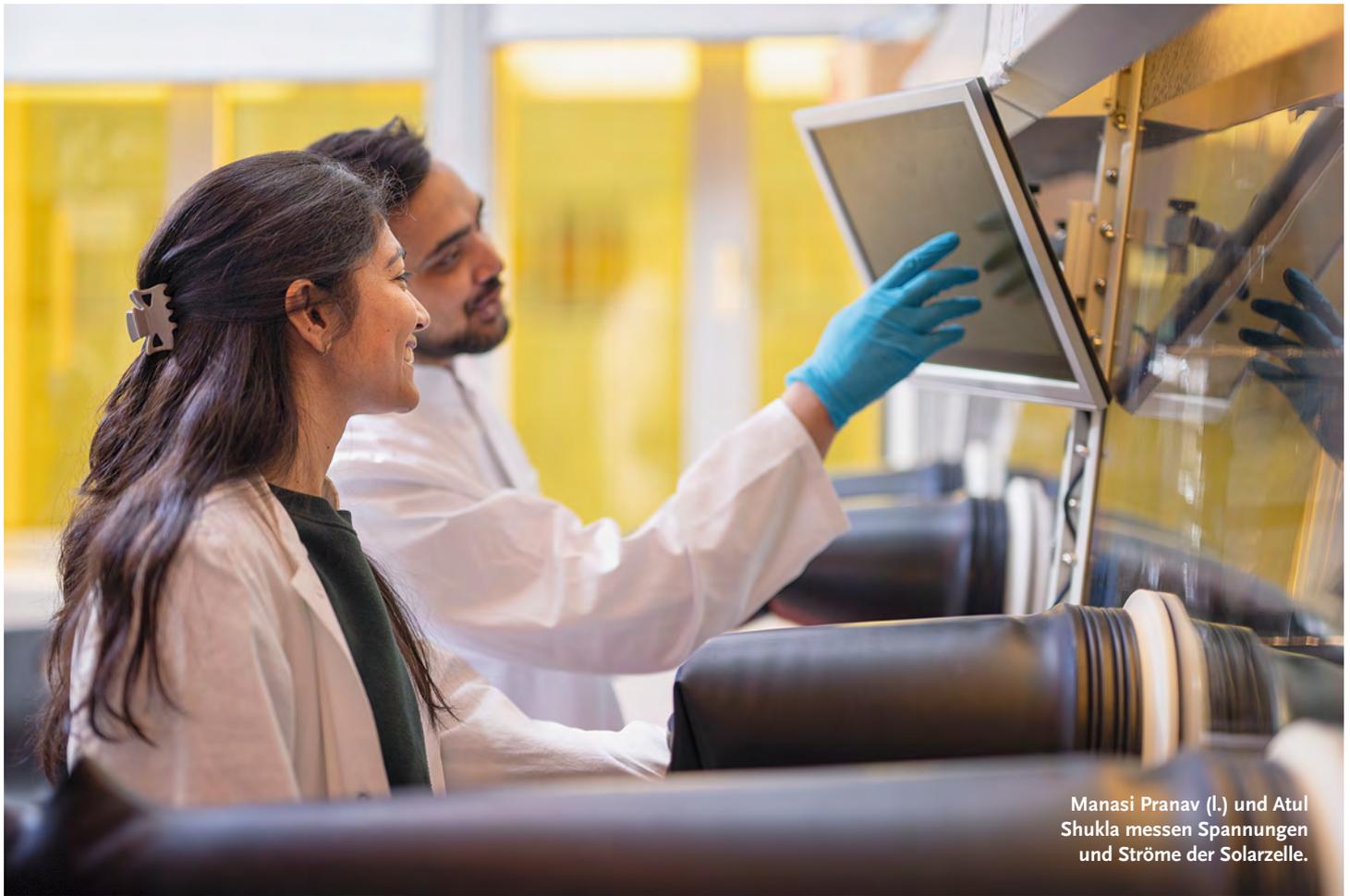
Die Zelle zum Leuchten bringen

Mit dem zuvor kalibrierten Solarzellen-Prototyp geht es nun ins Laserlabor – für die Feincharakterisierung. Auf einem Messtisch befindet sich eine innen mit weißem Pulver beschichtete Kugel. In diese rundherum abgeschlossene Lichtquelle wird die Solarzelle eingebracht. Die Kugel ist mit einem Spektrographen und zwei Detektoren

Lösungsmittel für organische Halbleitermoleküle



verbunden, die sowohl den sichtbaren Bereich des Spektrums als auch den nahen Infrarot-Bereich abdecken. „Man kann damit messen, wie viele Photonen von der Solarzelle absorbiert und wie viele wieder abgegeben werden“, sagt Atul Shukla. Daraus wird die sogenannte Quanteneffizienz der Photolumineszenz bestimmt, ein wichtiges Maß dafür, wie effektiv das einfallende Licht in Strom umgewandelt werden kann. Im selben Aufbau wird danach die Elektrolumineszenz der Solarzelle vermessen, also die Eigenschaft eines Halbleiters, bei angelegter Spannung Licht auszusenden. Die drei Forschenden formulieren das so: „Eine gute Solarzelle muss wie eine gute Leuchtdiode funktionieren.“



Manasi Pranav (l.) und Atul Shukla messen Spannungen und Ströme der Solarzelle.

Mit anderen Aufbauten untersucht die Arbeitsgruppe, auf welchen Zeitskalen die Prozesse ablaufen, die aus der Absorption von Lichtquanten freie Ladungen und letztendlich einen elektrischen Strom erzeugen. Die Umwandlungsprozesse sind kompliziert und schwierig zu erfassen, sodass eine hohe Zeitauflösung von Nanosekunden (1×10^{-9} Sekunden) bis hin zu wenigen Femtosekunden (1×10^{-15} Sekunden) für diese Art von Messungen notwendig ist. „Mit unseren Versuchsaufbauten können wir die unterschiedlichen Zeitskalen abdecken, die den Wirkungsgrad der Solarzellen bestimmen“, hebt Dieter Neher hervor.

Gerade in den letzten Jahren hat die Forschung an organischen Solarzellen einen regelrechten Boom erlebt. Viele Gruppen haben inzwischen Wirkungsgrade von 20 Prozent und mehr erreicht. Außerdem haben organische Solarzellen viele Vorteile: Sie sind umweltfreundlich mit einem niedrigen CO₂-Fußabdruck herzustellen, leicht und flexibel und damit für innovative Anwendungsbereiche geeignet. Vielversprechend

sind auch Ansätze, organische Halbleiter mit anderen Halbleitermaterialien in sogenannten Tandem-Zellen zu vereinen. „Kombiniert man zum Beispiel eine organische und eine Perowskit-Solarzelle in einer Tandemzelle, lässt sich das Sonnenspektrum maximal ausnutzen und damit auch der Wirkungsgrad verbessern“, sagt Dieter Neher. Während die organischen Solarzellen auf Kohlenwasserstoffen basieren, handelt es sich bei den Perowskiten um eine Materialklasse mit derselben Kristallstruktur wie das Mineral CaTiO₃, für das sich derzeit Forschende weltweit interessieren. Mit Organik-Perowskit-Tandemzellen lassen sich inzwischen problemlos Wirkungsgrade von 24 Prozent Effizienz und mehr bei nur einem Mikrometer aktiver Schichtdicke erreichen. „Strom aus Photovoltaik ist günstig, benötigt aber sehr viel Fläche – daher forschen wir daran, wie man die Effizienz der Module steigern kann“, fasst der Physiker zusammen. Einer nachhaltigen Energieversorgung würden wir damit einen Schritt näher kommen.

1
Ein **Halbleiter** besitzt sowohl Eigenschaften eines elektrischen Leiters als auch eines Nichtleiters. Beispiele sind die Stoffe Silizium oder Germanium. Wird der Halbleiter durch Energiezufuhr angeregt, lösen sich aus der Gitterstruktur negativ geladene Elektronen, die sich frei durch den Halbleiter bewegen können. Sie hinterlassen positiv geladene Elektronenlöcher.

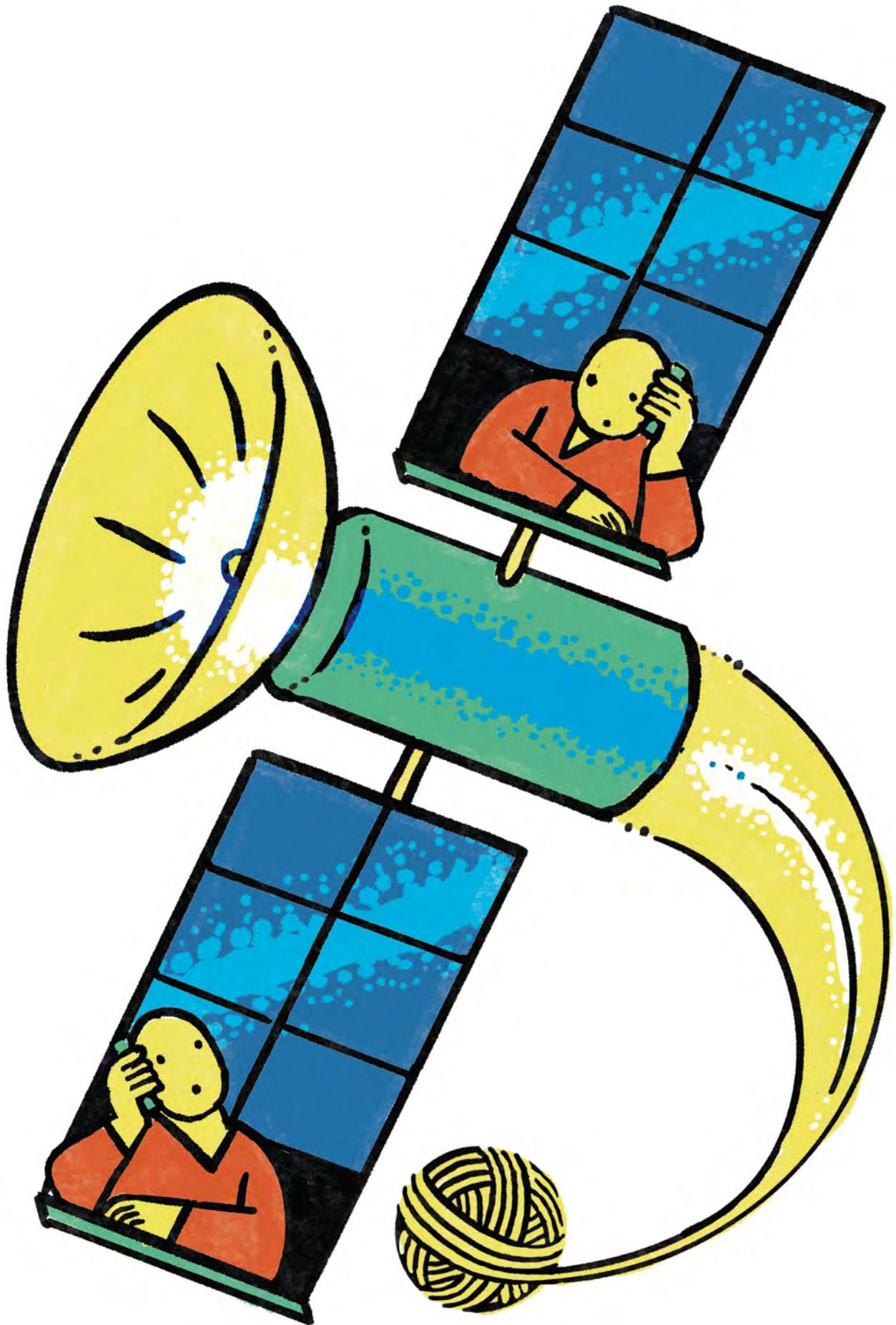


Illustration: © Andreas Töpfer

Der Physiker Dr. Felix Lang
antwortet auf die Frage:

Was macht eine Solarzelle im Weltraum?

Der Weltraum: für uns auf der Erde in weiter Ferne, doch gleichzeitig sehr präsent in unserem alltäglichem Leben. Wer findet sich ohne GPS und Google Maps in einer fremden Stadt schon noch zurecht? Was würden wir ohne Wetter-, Erdbeobachtungs- oder Fernsehsatelliten machen? Und landen vielleicht bald Internet und Nachrichten direkt aus dem Orbit auf unseren Handys?

Satelliten machen unser Leben auf der Erde komfortabler und ermöglichen technologische Fortschritte. Doch diese künstlichen Raumkörper sind äußerst energiehungrig und werden fast ausnahmslos per Solarzellen mit Strom versorgt. Leider schädigt Weltraumstrahlung, die aus hochenergetischen Teilchen wie Elektronen und Protonen besteht, die fast ungeschützten Bauelemente. Dabei entstehen mikroskopisch kleine Defekte im perfekten Gitter des Solarzellen-Halbleiters, was langsam aber sicher die Solarzelle schwächt.

Mit meiner „Freigeist“-Juniorgruppe an der Professur „Physik und Optoelektronik weicher Materie“ entwickeln wir Solarzellen aus „flexiblen“ Perowskiten. Dabei handelt es sich um ein neues Halbleiter-Material, das sich, ganz im Gegensatz zu herkömmlichen Halbleitern wie Silizium oder Galliumarsenid, selbst reparieren kann. Nach Bestrahlung oder Beschädigung „heilen“ Gitter-Fehlstellen von selbst – dank eines flexiblen Gitters, in dem sich Ionen mit hoher Geschwindigkeit bewegen können. Damit erlauben sie (perspektivisch) stabile Weltraumsolarzellen.

Aber auch auf der Erde wären diese hocheffizienten Perowskit-Solarzellen praktisch. Im Tandem, das zwei Perowskite kombiniert, um wahlweise kurze oder lange Wellenlängen zu absorbieren, lässt sich das Sonnenlicht noch besser ausnutzen. Schon jetzt übertreffen wir die Effizienz herkömmlicher Silizium-Module mit einem Material, das sich selbst reparieren kann und gleichzeitig dünner, leichter sowie mit einem kleineren CO₂-Fußabdruck herzustellen ist. Ideal, um komplett auf erneuerbare Energien umzusteigen!

In Zukunft könnten Solarzellen – gedruckt auf ultradünner Folie, im Weltraum auf große Fläche ausgerollt oder -gefaltet – Energie aus Sonnenlicht für unsere Astronauten auf der Internationalen Raumstation oder gar ganze Mond- oder Mars-Städte erzeugen. Der Einsatz der dünnen Perowskit-Solarzellen spart dabei Gewicht und Startkosten. Ja sogar Solarparks, die im Weltraum gewonnene Energie per Mikrowelle zur Erde „beamen“, rücken damit näher.

Patagonien: eine vielseitige Region Südamerikas, von der die europäische Literatur ein bisweilen abenteuerromantisches Bild zeichnet.



Poetik des Zuhörens

Die neue Romanistik-Professorin Jenny Haase interessiert sich für bisher wenig gehörte Stimmen Lateinamerikas



MORITZ JACOBI

Ich fühle mich sehr wohl auf dem Campus“, sagt Jenny Haase. Kaum im Amt, ist der Terminkalender der Professorin gut gefüllt mit Vorlesungen, Forschungs- und Vortragsreisen, Kolloquien und Konferenzen. Seit Oktober 2024 lehrt die Wahl-Berlinerin, die von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg gewechselt ist, im Fach Romantische Literaturwissenschaft. Als Nachfolgerin von Romanistik-Koryphäe Ottmar Ette fokussiert sie sich auf französisch- und spanischsprachige Literaturen und Kulturen innerhalb und außerhalb Europas.

Ein weites, aber auch lohnendes Feld, auf dem Jenny Haase ganz eigene Schwerpunkte setzt und

interdisziplinär forscht: Lyrik der Moderne, feministische Erzählstimmen, post- und dekoloniale Diskurse, Religion und Säkularisierung sowie lateinamerikanische Ökokritik in der Gegenwartsliteratur. Gemeinsam mit ihren Studierenden liest die Wissenschaftlerin zeitgenössische französischsprachige Romane, diskutiert Performance- und Videokunst aus Lateinamerika, lädt Gäste zu Vorträgen ein oder spricht über umweltpolitische Krisen im globalen Zusammenhang.

Ob Lithiumabbau in der Atacama-Wüste, expandierende Lachsfarmen vor der Küste von Chile, Holzwirtschaft oder Staudamm-Projekte auf indigenem Land – wie verhandeln Künstler*innen aus dem Globalen Süden öko-

soziale Krisen? Ist eine andere Sichtweise auf Lateinamerika möglich, für den wir in Europa bislang möglicherweise blind waren? Und wie können sich beide Perspektiven im Dialog gegenseitig und auf Augenhöhe bereichern?

Diese und andere Fragestellungen zu einer Vielzahl an Themen in einer Professur unterzubringen, ist in den akademischen Strukturen anderer Länder gar nicht so einfach. „In den USA etwa sind viele Themengebiete, die wir in der Romanistik zusammenfassen, getrennte Disziplinen“, sagt die Wissenschaftlerin, die als Postdoktorandin zwei Jahre an der Stanford University weilte. „In der deutschen Romanistik haben wir einerseits eine philologische Tradition und zugleich eine kulturwissenschaftliche Perspektive, wie sie in der Lateinamerikanistik vorherrscht. Beides ergänzt sich gut.“

Expertin für Literaturen und Kulturen der „globalen Romania“

Auch sie selbst vereint diese beiden Qualitäten in sich. Die Literaturwissenschaftlerin Jenny Haase etwa untersucht in ihrer Habilitationsschrift „Vitale Mystik“ die Werke moderner Schriftstellerinnen auf mystische Elemente, die aus dem Katholizismus entlehnt und von den Autorinnen transgressiv überformt werden. Die Forschungsarbeit wurde von der Universität Freiburg mit dem Hugo Friedrich und Erich Köhler-Preis gewürdigt.

Die Faszination für fremde Sprachen und Kulturen begleitet die 46-Jährige seit ihrer Jugend. Bereits in der Schule lernt Jenny Haase Englisch, Französisch und Spanisch, im Studium später auch Italienisch und Katalanisch. Als Teenager geht sie zum Schüleraustausch sechs Monate nach Frankreich. Bevor sie zum Studium erst nach Göttingen, dann nach Barcelona und Berlin zieht, lebt die junge Frau ein halbes Jahr lang in Santiago de Chile, reist mit dem Rucksack durch den Andenstaat und lässt sich von den Menschen und ihrer Kultur begeistern.

Eine Begeisterung und Lust, die sie heute ihren Studierenden mitgeben möchte. „Leben und Arbeit ist in unseren Forschungsfeldern oft nicht klar voneinander zu trennen, und für die Romanistik gilt das, so glaube ich, im Besonderen. Hier in Potsdam ist das Fach stark am Lehramtsstudium für Spanisch und Französisch ausgerichtet. Es ist wesentlich, dass die angehenden Lehrer*innen nicht nur Kenntnisse der Sprachen und Kulturen vermitteln, sondern auch die

Begeisterung dafür, dort persönliche Erfahrungen zu sammeln.“

Lateinamerikanische Stimmen hörbar machen

Da spricht dann die Lateinamerikanistin Jenny Haase, die immer wieder in Länder wie Kolumbien oder Chile reist, und der es der südliche Zipfel des Kontinents ganz besonders angetan hat. Was andere allenfalls mit Outdoor-Klamotten oder exotischen Vorstellungen assoziieren, ist für Jenny Haase ein kulturwissenschaftlicher Forschungsgegenstand. Noch als Studentin fängt sie an, Texte und Romane mit Patagonien-Bezug zu sammeln.

Die Region und das bisweilen abenteuerromantische Bild, das die europäische Literatur davon zeichnet, hat Haase während ihrer Promotion kritisch untersucht. Allen voran der Bestseller „In Patagonia“ des britischen Schriftstellers Bruce Chatwin. Auf seinen Spuren reist Jenny Haase in den 2000er Jahren mit neugierigem Blick durch das Land. Dabei betrachtet sie die Region sowohl von außen als auch durch die Augen argentinischer und chilenischer Schriftsteller*innen. Ihre an der Berliner Humboldt-Universität eingereichte Doktorarbeit „Patagoniens verflochtene Erzählwelten: Der argentinische und chilenische Süden in Reiseliteratur und historischem Roman (1977–1999)“ wird 2009 mit dem Elise Richter Preis des Deutschen Romanistikverbands ausgezeichnet.

Im Dezember 2025 plant Jenny Haase gemeinsam mit Kolleg*innen aus Südamerika, den USA und Deutschland eine Konferenz zu posthumanistischen Ansätzen aus lateinamerikanischer und indigener Perspektive. Gemeint ist das Infragestellen anthropozentrischer Weltbilder durch andere Sichtweisen auf den Menschen als ein Subjekt, das mit seiner Umwelt unauflösbar verflochten ist. Schließlich kommen aus dem Globalen Süden wichtige Impulse für die Geisteswissenschaften.

„Aus lateinamerikanischer Perspektive werden etwa die Zusammenhänge zwischen sozialer, politischer, ökonomischer und ökologischer Krise viel stärker betont“, sagt Jenny Haase. „Es gibt auch ein größeres Bewusstsein für Macht-hierarchien, die oft der postkolonialen Situation geschuldet sind.“ Nicht zuletzt bereichert der Blick auf indigene Philosophien, die ein ganz anderes Mensch-Natur-Verständnis aufzeigen, als es meist bei uns der Fall ist.



Jenny Haase
ist seit 2024 Professorin für Romanische Literaturwissenschaft (Französisch/Spanisch) an der Universität Potsdam.

jenny.haase@uni-potsdam.de

➤ Weitere Informationen zu Neuberufenen an der Universität Potsdam





Fragen

an Nina Kolleck



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Welche Politik braucht gute Bildung? Muss eine Forscherin, die sich mit globalen Bildungstrends und politischer Sozialisation beschäftigt, TikTok nutzen? Braucht es ein Schulfach Demokratiebildung? Diese und weitere Fragen beantwortet Nina Kolleck. Sie ist seit 2023 Professorin für Erziehungs- und Sozialisationstheorie an der Universität Potsdam und gibt Einblicke in ihre interdisziplinäre Forschung und ihren Weg nach Potsdam.

1. Sie sind Bildungsforscherin und Politikwissenschaftlerin. Ein anstrengender Spagat?

Ja, manchmal schon. Aber genau diese Verbindung zwischen Bildung und Politik macht meine Arbeit so spannend. Bildung ist ein politisches Thema, und ohne Beachtung der politischen Rahmenbedingungen lässt sie sich nicht nachhaltig gestalten. In vielen anderen Ländern ist diese interdisziplinäre Forschung bereits weit verbreitet, während sie in Deutschland noch wenig präsent und teils nicht vollständig akzeptiert ist. Das liegt auch daran, dass sich viele Bildungsforscherinnen und Bildungsforscher als unpolitisch definieren möchten – eine Trennung, die in der Realität jedoch kaum möglich ist, da Bildung immer in einem politischen Kontext stattfindet und von politischen Entscheidungen beeinflusst wird.

2. Wie kam es dazu?

Ich habe mich von Anfang an sowohl für die Menschen und ihre Entwicklung als auch für die politischen Zusammenhänge interessiert. Mir war schnell klar, dass ein einziges Fach nicht ausreichen würde, um all meine Fragen zu beantworten – weder die Bildungswissenschaft noch die Politikwissenschaft allein. Erst in der Verbindung beider Disziplinen lässt sich erkennen, wie individuelle Entwicklungen und gesellschaftliche Strukturen sich gegenseitig beeinflussen und formen.

3. Braucht gute Bildung Politik?

Ja, unbedingt. Bildung ist immer politisch, denn sie benötigt klare Rahmenbedingungen für Chancengerechtigkeit, Qualität und Zugang. Ohne politische Entscheidungen gibt es keine Lehrpläne, keine Finanzierung und keine Förderung benachteiligter Gruppen.

4. Wie sollte sie aussehen?

Sie muss langfristig denken, soziale Ungleichheiten abbauen und auf gesellschaftliche Veränderungen reagieren – etwa durch Investitionen in frühkindliche Bildung, digitale Infrastruktur und lebenslanges Lernen. Zudem sollte sie nicht nur Wissen und Kompetenzen vermitteln, sondern auch das Wohlbefinden der Lernenden fördern und sie befähigen, ihr Leben reflektiert zu gestalten.







Nina Kolleck
ist seit 2023 Professorin
für Erziehungs- und
Sozialisationstheorie an der
Universität Potsdam.

nina.kolleck@uni-potsdam.de

5. Braucht Politik gute Bildung?

Ja, Bildung ist ein zentrales Politikfeld in der Demokratie – auch wenn das oft erst dann erkannt wird, wenn extreme politische Strömungen erstarken. Populisten und Extremisten wissen genau, dass Bildung Menschen befähigt, kritisch zu hinterfragen und sich aktiv in die Demokratie einzubringen – deshalb greifen sie sie oft an oder versuchen, sie zu beeinflussen. Gute Bildung fördert politische Teilhabe, stärkt den sozialen Zusammenhalt und wirkt Desinformation und Manipulation entgegen. Ohne eine solide Bildungsbasis verliert Politik langfristig an Legitimität und Gestaltungsfähigkeit.

6. Wenn Sie in Sachen Bildungspolitik einen Wunsch frei hätten, was würden Sie ändern?

Ich würde das Bildungssystem endlich so umbauen, dass Bildung nicht länger ein Privileg, sondern ein echtes Recht ist – unabhängig von Herkunft, sozialem Status oder finanziellen Möglichkeiten. Es ist absurd, dass in einem reichen Land wie Deutschland der Bildungserfolg immer noch stärker vom Elternhaus als von individueller Leistung abhängt. Und dass Bildung einen so niedrigen Stellenwert hat, obwohl sie die Zukunft unserer Gesellschaft ist.

7. Was heißt das konkret?

Erstens massive Investitionen in Schulen, Lehrkräfte und digitale Infrastruktur, statt Bildungspolitik nach Kassenlage zu betreiben. Zweitens mehr Schutz für Kinder und Jugendliche vor Kindeswohlgefährdung – das Recht auf Bildung und ein sicheres, förderndes Umfeld muss über elterlichen Machtansprüchen stehen. Kinderrechte gehören auch in Deutschland ins Zentrum der Politik. Drittens ein System, das nicht aussortiert, sondern von Anfang an fördert – mit echter Chancengleichheit statt früher Selektion.

8. Aktuell erleben viele Staaten einen Rechtsruck, der Populismus ist auf dem Vormarsch. Ist die Demokratie in Gefahr?

Ja, die Demokratie steht weltweit vor großen Herausforderungen. In vielen Ländern erstarken rechte und populistische Bewegungen, die auf Vereinfachung, Spaltung und die Ablehnung demokratischer Prinzipien setzen. Populisten nutzen gesellschaftliche Unsicherheiten gezielt aus, schüren Misstrauen gegenüber demokratischen Institutionen, Wissenschaft und Medien, fördern eine Politik der Ausgrenzung und verbreiten Verschwörungserzählungen sowie Desinformation. Dadurch wird die Demokratie von innen geschwächt.

Diese Entwicklung ist jedoch nicht neu, sondern hat sich über längere Zeit abgezeichnet: Wenn sich immer weniger Menschen aktiv beteiligen, weil sie das Gefühl haben, ihre Stimme habe keinen Einfluss, oder wenn grundlegende demokratische Werte wie Meinungsfreiheit und Rechtsstaatlichkeit schrittweise untergraben werden, gerät die Demokratie langfristig in Gefahr.

9. Was kann Bildung da ausrichten – braucht es vielleicht ein eigenes Schulfach „Demokratiebildung“?

Bildung und Sozialisation sind das Fundament jeder Gesellschaft und damit auch der Demokratie. Im Idealfall vermittelt Bildung nicht nur Wissen über demokratische Prozesse, sondern fördert auch zentrale Kompetenzen, die für eine aktive und reflektierte Teilhabe an der Gesellschaft notwendig sind.

Ein eigenes Schulfach – sei es „Demokratiebildung“ oder „Politische Bildung“ – vermittelt im Idealfall demokratische Prinzipien. Fachwissen ist eine Voraussetzung dafür, dass sich politische Mündigkeit überhaupt herausbildet, also dass Menschen lernen, sich auf der Basis von Fachkenntnissen eine eigene Meinung zu bilden. Doch für die Entwicklung mündiger Bürgerinnen und Bürger reicht es nicht aus, Fachkenntnisse zu lehren. Demokratie muss auch erlebbar sein. Schulen müssen selbst als demokratische Orte erfahrbar werden, in denen Meinungsvielfalt, Mitbestimmung und kritische Reflexion gefördert werden.

10. Welche Rolle spielen TikTok, Instagram und Co.? Sind sie die eigentlichen Feinde der Demokratie?

Soziale Medien wie TikTok, Instagram oder YouTube sind auf den ersten Blick demokratische Instrumente. Sie ermöglichen schnellen Zugang

zu Informationen, fördern gesellschaftlichen Austausch und bieten Plattformen für Minderheiten sowie politische Partizipation. Gerade junge Menschen erreichen über soziale Netzwerke Inhalte, die sie sonst vielleicht nicht konsumieren würden, und können sich dort niedrigschwellig politisch engagieren.

Die Realität zeigt jedoch, dass diese Plattformen erhebliche Risiken für die Demokratie bergen. Algorithmen priorisieren Inhalte, die starke Emotionen auslösen – oft sind das extreme oder polarisierende Meinungen, die mehr Interaktion generieren. Dadurch werden Falschinformationen, Verschwörungserzählungen und Hassrede verstärkt verbreitet und sind schwer zu kontrollieren.

Deshalb ist es sehr wichtig, Medienbildung und kritisches Denken zu fördern, damit Menschen soziale Medien bewusst und überlegt nutzen. Zugleich müssen die Unternehmen selbst in die Verantwortung gezogen werden, was leider viel zu wenig der Fall ist.

11. Braucht es angesichts dieses großen Einflusses digitaler sozialer Netzwerke ein eigenes Fach „Medienbildung“?

Ja, Medienbildung ist essenziell, sollte aber nicht isoliert betrachtet werden. Ich persönlich halte es für sinnvoller, Medienbildung als festen Bestandteil von Fächern wie politischer Bildung sowie anderer Fächer wie der informatischen, aber auch der historischen Bildung zu verankern.

12. Sie haben sich unlängst die Probleme und Möglichkeiten von kultureller Bildung auf dem Land genauer angeschaut. Was geht dort (nicht)?

Kulturelle Bildung in ländlichen Räumen ist extrem unterschiedlich – je nachdem, wo wir uns befinden. An vielen Orten gibt es weniger Zugang zu kulturellen Einrichtungen wie Museen, Theatern oder Galerien, und auch die Vielfalt an kulturellen Angeboten ist meist eingeschränkter als in Städten. Andererseits gibt es in den meisten ländlichen Regionen starke lokale Gemeinschaften und eine enge Verbindung zur Natur, die als Ausgangspunkt für kreative und kulturelle Bildungsangebote genutzt werden kann. Wir wissen aus der Forschung auch, dass sich Menschen in ländlichen Räumen weniger einsam und glücklicher fühlen. Doch trotz dieser Potenziale gibt es Hindernisse wie finanzielle Engpässe oder eine geringere Vernetzung zwischen den Kulturanbietern und den Bewohnern. Gerade in Deutschland ist die kulturel-

le Bildung in ländlichen Räumen extrem ungleich verteilt, was auch daran liegt, dass viele Regionen politisch und wirtschaftlich abgehängt wurden.

13. Schon 2017 haben Sie mehr Klimabildung gefordert. Braucht es immer mehr Bildung?

Ja, vor allem muss sich die Bildung stärker an die weltweiten Veränderungen und Herausforderungen anpassen. Klima- und Nachhaltigkeitsthemen stehen vielleicht nicht immer im Mittelpunkt, aber das wird sich zunehmend ändern, denn sie gewinnen weltweit an Relevanz – übrigens auch für den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

14. A propos Bildung: Was war Ihr Lieblingsfach in der Schule?

Eindeutig Mathematik und das wäre es, glaube ich, noch heute.

15. Wollten Sie mal etwas ganz anderes werden?

Oh ja, ich hatte tatsächlich viele verschiedene Berufswünsche! Ich habe mir alles Mögliche vorgestellt – von Bäckerin bis hin zu Astronautin. Dass ich mal Professorin werden würde, hätte ich früher nie gedacht. Aber Professoren waren für mich auch alte graue und sehr weise Männer, da hätte ich mir nie eine Chance ausgerechnet.

16. Sie sind seit 2023 Professorin an der Universität Potsdam, dem Ort, wo Sie 2007 studiert haben. Zufall oder Heimkommen?

Sicher beides! Vor meiner Professur an der Universität Potsdam hatte ich natürlich schon viele andere Stationen und Professuren an verschiedenen Universitäten. Aber Potsdam bietet mir nun die besondere Gelegenheit, mich manchmal wieder wie eine Studentin zu fühlen. Die Räume, Gebäude und Potsdamer Gärten und Seen verbinden mich direkt mit meiner eigenen Studienzeit, was eine ganz besondere Atmosphäre schafft. Es ist fast, als würde ich ein Stück meiner eigenen akademischen Reise fortsetzen – nur jetzt aus der Perspektive der Lehrenden.

17. Gab es einen besonderen Moment auf Ihrem akademischen Weg?

Ja, und er kommt mir immer wieder in den Sinn. Ein ehemaliger Professor sagte zu uns Studierenden: „Hinterfragt die Grenzen, statt nur innerhalb von ihnen zu arbeiten.“ Das klang erst nach einer klugen und für mich selbstverständlichen Weisheit –

bis ich merkte, wie schwer das in der Wissenschaft ist. Aber genau da passiert Innovation. Wissenschaft entsteht nicht durch das Wiederholen des Bekannten, sondern durch das Fragen: Warum ist das so? Muss das so sein? Und was wäre, wenn es anders ginge? Dieser Moment – diese Erkenntnis, dass es nicht nur erlaubt, sondern notwendig ist, den Rahmen zu hinterfragen – prägt meine Arbeit seitdem. Es ist nicht immer einfach, aber wenn es leicht wäre, wäre es keine echte Forschung.

18. Sie sind als Forscherin viel herumgekommen, waren in Berlin, Heidelberg oder Aachen, aber auch in Vancouver, Berkeley, Jerusalem sowie Tel Aviv. Ausgeklügelter Plan oder der Griff nach jeder Gelegenheit?

Weder noch. Als junge Mutter während meiner Studienzeiten an der Uni Potsdam musste ich meine Laufbahn so gestalten, dass sie sowohl wissenschaftlich als auch für meine Kinder sinnvoll war. Ich habe gezielt Chancen genutzt, die beides ermöglicht haben – Forschung und kostbare interkulturelle Erfahrungen für meine Kinder.

19. Was haben Sie als Wissenschaftlerin mitgenommen?

Als Wissenschaftlerin habe ich vor allem mitgenommen, wie wichtig es ist, neugierig zu bleiben und weiter zu lernen – selbst wenn der Weg nicht immer gerade ist. Außerdem habe ich gelernt, wie sinnvoll der interdisziplinäre und internationale Austausch ist.

20. Was ist Ihnen ganz persönlich in Erinnerung geblieben?

Die Begegnungen und Gespräche mit Menschen aus ganz unterschiedlichen Kulturen und Disziplinen. Diese Momente, in denen wir gemeinsam neue Ideen entwickelt oder über Themen diskutiert haben, die uns alle bewegen. Und auch die Momente, in denen ich mit meinen Kindern an verschiedene Orte gereist bin und wir zusammen neue Welten entdeckt haben, haben mir gezeigt, wie wertvoll es ist, nicht nur als Wissenschaftlerin, sondern auch als Mensch immer offen für Neues zu sein.

21. Kennt Ihre Forschung noch Grenzen – sei es von Ländern, Sprachen oder Kulturen?

Ja, Forschung hat immer mit Grenzen zu tun – sie ist eine permanente Auseinandersetzung mit dem, was wir wissen können und dem, was wir nicht wis-

sen. Diese Grenzen sind vielfältig: Sie können sich in der Sprache manifestieren, in der wir die Welt begreifen, in den Texten, die wir lesen, und in den Bedeutungen, die durch sprachliche und kulturelle Unterschiede geprägt werden.

Aber gerade diese Grenzen sind es, die uns herausfordern und uns dazu bringen, immer weiter nach Antworten zu suchen, neue Perspektiven zu entwickeln und unser Wissen ständig zu hinterfragen.

22. Sie forschen zu transnationalen Akteuren, die Bildungspolitik beeinflussen oder gar machen. Verändern sie diese nachhaltig? Was machen Sie anders?

Ja, sie verändern Bildungspolitik nachhaltig, indem sie globale Standards setzen, Reformdiskurse prägen und Finanzierungsinstrumente steuern. Sie agieren oft flexibler als nationale Institutionen, nutzen Netzwerke strategisch und treiben Innovationen über Ländergrenzen hinweg voran.

23. Sie sind außerdem Teil der „Initiative für einen handlungsfähigen Staat“, in der Expertinnen und Experten diskutieren, was geschehen muss, um die Reformfähigkeit und Funktionsfähigkeit des Staates in Deutschland zu stärken. Was würden Sie vorschlagen?

Ziel ist es, konkrete Reformvorschläge zur Stärkung der Effizienz, Modernisierung und Zukunftsfähigkeit staatlicher Strukturen zu erarbeiten. Die inhaltlichen Details kann ich noch nicht nennen, aber es geht um praxisnahe und umsetzbare Ansätze für eine leistungsfähigere Verwaltung und bessere Governance, die deutliche Veränderungen und Verbesserungen in unterschiedlichen Politikfeldern bringen soll.

24. Mehr Staat oder mehr transnationale Akteure – was ist die Zukunft guter Bildung?

Die Zukunft guter Bildung liegt nicht in einem Entweder-oder zwischen staatlicher Verantwortung und transnationalen Akteuren, sondern in einem Zusammenspiel beider Aspekte.

Der Staat sorgt für Chancengerechtigkeit, schafft verbindliche Bildungsstandards und setzt langfristige Strategien um, die nicht an kurzfristige Gewinninteressen gebunden sind. Doch genau hier liegt auch seine Schwäche: Bildungssysteme sind oft schwerfällig, reformresistent und nicht

flexibel genug, um mit den rasanten gesellschaftlichen und technologischen Entwicklungen Schritt zu halten. Organisationen wie die OECD, UNESCO oder NGOs setzen globale Bildungsstandards, analysieren Bildungssysteme weltweit und geben Empfehlungen für Reformen. Sie ermöglichen einen internationalen Austausch und bringen bewährte Konzepte aus anderen Ländern in nationale Bildungspolitiken ein.

25. Forschung oder Lehre – was macht Ihnen mehr Spaß?

Beides! Das heißt aber auch, es muss genug Zeit für gute Forschung sein, neben Lehre und akademischer Selbstverwaltung, das ist in unserem Job oft nicht einfach.

26. Gibt es eine Forschungslücke in Ihrem Feld, die Sie gerne schließen würden, wenn Sie könnten?

Eine der Forschungslücken, die mich besonders interessieren, ist die Frage, wie und warum Sozialisation und Bildung den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördern oder Polarisierung verstärken können. Bildung wird oft als Schlüssel zu sozialem Aufstieg, individueller Entwicklung und wirtschaftlicher Teilhabe betrachtet. Doch ihre tiefgreifenden Auswirkungen auf das soziale Gefüge einer Gesellschaft – insbesondere darauf, wie Menschen miteinander in Dialog treten oder sich voneinander abgrenzen – werden häufig unterschätzt.

27. Was gefällt Ihnen an Ihrem Beruf?

Ich liebe es, zusammen mit anderen jungen und alten Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und Hintergründen Wissen zu teilen, komplexe Themen verständlich zu machen und kreative Lösungen zu finden. Es macht Spaß, mit verschiedenen Perspektiven zu arbeiten, Diskussionen anzuregen und Menschen bei ihren Herausforderungen zu unterstützen.

28. Und was gar nicht?

Manchmal wäre es schön, eine Pause-Taste für Fragen zu haben, auf die es keine abschließende Antwort gibt.

29. Gibt es etwas, für das Sie kämpfen?

Früher war Wissenschaft eine „fünfte Gewalt“ in Demokratien. Wissenschaftler haben sich aktiv in gesellschaftliche Debatten eingemischt, doch heute sind sie oft zurückhaltend und wollen vermeintlich neutral bleiben. Viele sorgen sich um ihre Neu-



tralität, ihre Reputation oder fürchten Hassrede oder einen Shit Storm als Reaktion.

Aber gerade jetzt ist das Schweigen gefährlicher als das Sprechen. Wir haben ja auch eine Verantwortung in der Gesellschaft. Wissenschaftliche Erkenntnisse sollten also nicht nur in Fachjournalen verstauben, sondern in Bildung, Politikberatung und öffentliche Debatten einfließen.

30. Gibt es etwas, das Sie – als Wissenschaftlerin – fürchten?

Als Wissenschaftlerin fürchte ich vor allem, dass der Raum für offene, kritische Auseinandersetzung und den Austausch von Ideen in der Gesellschaft immer kleiner wird – besonders im Hinblick auf die Demokratie. Wenn Menschen nur noch in ihrer eigenen Blase leben und es weniger Raum für diverse Perspektiven gibt, dann gefährdet das nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Grundlagen einer demokratischen Gesellschaft.

31. Was ist Ihr Ausgleich zur Arbeit?

Sport, Familie, Literatur, Zeit in der Natur und meine Freunde.

32. Nutzen Sie Tiktok – beruflich oder privat?

Nur beruflich. Ich nutze es, um ein Verständnis dafür zu erhalten, wenn ich die Daten empirisch auswerte.

33. Was würden Sie als Forscherin gern erreichen?

Wissenschaft sollte nicht nur Wissen produzieren, sondern auch Verantwortung übernehmen: durch fundierte Politikberatung, durch Aufklärung und durch praxisnahe Lösungen für Bildung und Medien. Wenn meine Forschung dazu beiträgt, dass Menschen kritischer hinterfragen, sich nicht von Manipulation und Fake News leiten lassen und sich aktiv für eine offene, demokratische Gesellschaft einsetzen, dann habe ich mein Ziel erreicht.

WENN ICH KÖNNTE, WÜRDE ICH ...

... in die entlegenen Bereiche unseres Universums reisen!

Mit dem Astrophysiker
Tim Dietrich



**AUFGESCHRIEBEN VON
DR. STEFANIE MIKULLA**

Mein Wunsch wäre es, mit einem Raumschiff eine ganz spezielle Art von Sternen zu besuchen, nämlich Neutronensterne. Diese extrem dichten Weltraumobjekte entstehen bei einer Supernova, wenn massereiche Sterne am Ende ihrer Lebenszeit explodieren, sodass sie für kurze Zeit so hell leuchten wie eine ganze Galaxie. Neutronensterne sind so unvorstellbar dicht, dass ein einziger Teelöffel ihres Materials eine Masse von bis zu einer Milliarde Tonnen hätte. Ähnlich wie andere Objekte im Universum kreisen einige von ihnen in Doppelsternsystemen umeinander. Dabei verlieren sie Energie und stoßen schließlich zusammen. Doch das ist kein häufiges Ereignis. Einen solchen Zusammenstoß hat man mit Sicherheit erst ein einziges Mal beobachten können, nämlich im Jahr 2017, als sowohl winzige Kräuselungen der Raumzeit, sogenannte Gravitationswellen, als auch Lichtsignale einer solchen kosmischen Kollision gemessen wurden. Dieser Zusammenstoß geschah weit außerhalb unserer Heimatgalaxie, der Milchstraße. Das nächste bereits bekannte System innerhalb der Milchstraße wird sogar erst in rund 50 Millionen Jahren kollidieren.

Nur ein Lichtpunkt bezeugt die kosmische Kollision

Das alles passiert so weit von uns entfernt, dass wir zwar Lichtsignale messen können, aber nicht „sehen“, wie die Neutronensterne umeinander kreisen. Was wir beobachten, ist ein heller werdender Punkt, also ein paar mehr Lichtteilchen, die am Messgerät ankommen. Um die eigentliche Struktur des Sternsystems jedoch räumlich aufgelöst zu betrachten, müsste man einfach näher dran sein.

Hätten wir ein Raumschiff mit einem futuristischen Antriebssystem und starken Schilden, könnten wir damit unsere Heimatgalaxie verlassen und zu solch einem Ereignis innerhalb einer anderen Galaxie fliegen. Das wäre auch deswegen so spannend, weil durch die Verschmelzung zwei-



Umkreisen sich zwei Superschweregewichte im Universum, so wie schwarze Löcher oder Neutronensterne, werden **Gravitationswellen** ausgesendet. Diese Wellen stauchen und dehnen die Raumzeit und breiten sich mit Lichtgeschwindigkeit aus.

er Neutronensterne neue Elemente entstehen, die wir sonst in unserem Universum kaum bilden können. Allen voran werden schwere Elemente wie zum Beispiel Gold und Platin erzeugt. Um vor Ort anzuschauen, wie die Materie bei der Kollision herausgeschleudert wird, würde ich gern dorthin reisen. Denn diese Prozesse können wir bisher nur am Computer simulieren. Sieht es tatsächlich so aus, wie wir uns das vorstellen? Oder ganz anders?

Zu nahe kommen möchte ich den Neutronensternen beim Zusammenstoß aber auch wieder nicht – schließlich muss man aufpassen, nicht vom Gammablitz getroffen zu werden. Das ist eine hochenergetische Strahlung, die nach oben und unten in Bezug auf die Ebene, in der sich die Neutronensterne umkreisen, abgegeben wird. Gammablitz werden bereits seit Jahrzehnten erforscht, doch anfänglich war unklar, wo sie genau herkommen. Die Kollision von Neutronensternen ist eine Möglichkeit, wie sie entstehen können.

Mit Überlichtgeschwindigkeit reisen

Selbst wenn unser Raumschiff mit Lichtgeschwindigkeit fliegen würde, bräuchten wir allerdings immer noch extrem lange, um kollidierende Neutronensterne zu besuchen. Zum Vergleich: Die Kollision, die wir im Jahr 2017 mithilfe von Gravitationswellen und auch Licht sehen konnten, war 130 Millionen Lichtjahre entfernt. Das bedeutet, dass die Signale schon 130 Millionen Jahre unterwegs waren, bevor sie bei uns ankamen. Wir müssten also einige Hundert Millionen Jahre vorher starten, um das Ereignis dann bei Ankunft sehen zu können. Die einzige Möglichkeit, die mathematisch auch bewiesen ist, wäre ein Warp-Antrieb, der den Raum krümmt, sodass unser Raumschiff Überlichtgeschwindigkeit erreichen kann. Der Begriff des Warp-Antriebs entstammt zwar der Welt der Science-Fiction, basiert jedoch auf konkreten physikalischen Formeln der Allgemeinen Relativitätstheorie. Damit würden wir schnell genug quer durch den Weltraum reisen können. Leider ist dies alles nur Theorie und ich bin sehr skeptisch, dass die Menschheit diese Ideen wirklich einmal in die Tat umsetzen kann.

Ein weiterer Punkt, der den Zusammenstoß von Neutronensternen so spannend macht, ist zu messen, wie schnell sich die Gravitationswellen im Vergleich zum Lichtsignal ausbreiten. Nach Einsteins Relativitätstheorie sind beide gleich schnell. Bei dem Ereignis 2017 haben die Signale 130 Millionen Jahre bis zur Erde gebraucht und waren bei der Ankunft nur um 1,7 Sekunden zeitversetzt. Das passt mit den theoretischen Berechnungen perfekt zusammen, dass wir zuerst die Gravitationswellen empfangen und kurze Zeit später den Gammablitz. Es war eine wunderbare Bestätigung der Einsteinschen Theorie und hat damit andere Theorien über Gravitationswellen entkräftet. Die gleichzeitige Messung von verschiedenen Signalen eröffnet der Kosmologie unglaubliche Möglichkeiten.



Tim Dietrich

ist seit 2020 Professor für Theoretische Astrophysik an der Universität Potsdam.

tim.dietrich@uni-potsdam.de

”

Neutronensterne sind so unvorstellbar dicht, dass ein einziger Teelöffel ihres Materials eine Masse von bis zu einer Milliarde Tonnen hätte.

WENN GLETSCHERSEEN AUSBRECHEN

Feldforschung in Alaska am Puls des Klimawandels

Seit vielen Jahren wird in der Wissenschaft darüber diskutiert, ob die Bevölkerung in Bergregionen wachsenden Gefahren von Schmelzwasserfluten ausgesetzt ist, da schmelzende Gletscher immer mehr Wasser freisetzen. Ein kleiner Teil dieses Schmelzwassers verbleibt in den mittlerweile mehreren zehntausend Gletscherseen weltweit. Wenn deren Dämme nachgeben, können diese Gletscherseeausbrüche katastrophale Folgen für die flussabwärts siedelnde Bevölkerung haben. Im Frühsommer 2023 reisten Doktorandin Natalie Lützwow, Professor Oliver Korup und Projektleiter Dr. Georg Veh in den Südosten Alaskas, um dort – fernab jeglicher Zivilisation – knapp zwei Wochen lang den Desolation Lake zu vermessen. „Der Desolation Lake liegt in ungewöhnlich steilem Terrain“, sagt Georg Veh. „Für Geomorphologen eine superspannende Gegend!“

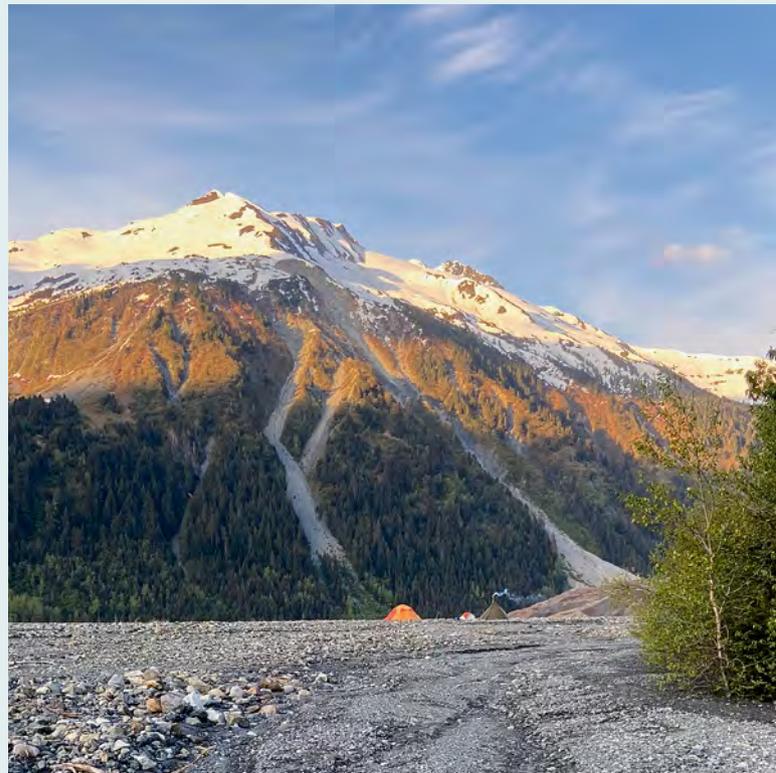


MATTHIAS ZIMMERMANN



◀ **DER DESOLATION LAKE IST EIN EISSTAUSEE IM GLACIER-BAY-NATIONALPARK, DER MIT 13.287 QUADRATKILOMETERN NUR WENIG KLEINER ALS SCHLESWIG-HOLSTEIN IST. EINE EINZIGE STRASSE FÜHRT IN DEN PARK, ZUM SEE MUSSTEN DIE FORSCHENDEN MIT EINEM WASSERFLUGZEUG ANREISEN.**

▶ **IM MAI 2023 STIEG DAS TEAM INS FLUGZEUG, IN DER HOFFUNG AUF MILDE, FRÜHSOMMERLICHE BEDINGUNGEN. „DEN GEFALLEN HAT UNS ALASKA NICHT GETAN“, SAGT GEORG VEH. DIE WILDNIS ERWIES SICH ALS SOLCHER. ES REGNETE VIEL, DAS CAMP WURDE ÜBERSCHWEMMT UND MUSSTE ANDERSWO NEU AUFGEBAUT WERDEN. DOCH DAS HIELT DIE FORSCHENDEN NICHT VON IHREM PROGRAMM AB. ZEHN TAGE LANG SAMMELTEN SIE SO VIELE DATEN WIE MÖGLICH.**





▲ **BLICK AUF DEN LITUYA GLETSCHER: NOCH RAGT DIE EISFRONT ETWA 40 BIS 50 METER AUS DEM WASSER. JE HÖHER DAS WASSER STEIGT, DESTO NÄHER KOMMT DER PUNKT, AN DEM DER GLETSCHER AUF DEM SEE ZU SCHWIMMEN ANFÄNGT, WEIL EIS EINE GERINGERE DICHT E ALS WASSER HAT. WENN DIESER KRITISCHE PUNKT ERREICHT IST, BEGINNT DER DESOLATION LAKE, SICH SCHLAGARTIG ZU ENTLEREN.**



◀ **DER DESOLATION LAKE IST ZWÖLF QUADRATKILOMETER GROSS UND ENTHÄLT RUND 500 MILLIONEN KUBIKMETER WASSER. WENN ER AUSBRICHT, WAS SEIT 1972 MINDESTENS 48 MAL PASSIERT IST, ERGIESST SICH EIN GROSSTEIL SEINES INHALTS DURCH DIE TÄLER IN RICHTUNG BUCHT. „DABEI FÜHRT JEDE EINZELNE FLUT UNMENGEN SEDIMENT MIT SICH“, ERKLÄRT NATALIE LÜTZOW. „DAZU ZÄHLEN AUCH SCHON MAL GESTEINSBROCKEN SO GROSS WIE EIN TRUCK.“ GEORG VEH ERGÄNZT: „DURCH DIE GRÖSSE DER TRANSPORTIERTEN PARTIKEL KÖNNEN WIR SCHÄTZEN, WIE HOCH DER SPITZENABFLUSS GEWESEN SEIN MUSS, UM SOLCH EINE FRACHT IN BEWEGUNG ZU SETZEN.“ DIE FLUTEN SIND SO HOCH, DASS SIE AUCH DIE ANGRENZENDEN TALHÄNGE UNTERSCHNEIDEN. BÄUME KNICKEN UM WIE STREICHHÖLZER, WERDEN RUNDGESCHLIFFEN UND MITTRANSPORTIERT.**

▶ **IM DESOLATION LAKE, DER VOM LITUYA GLETSCHER AUFGESTAUT WIRD, INSTALLIERTEN DIE FORSCHENDEN EINEN DRUCKSENSOR, DER SCHWANKUNGEN DES SEESPIEGELS AUFNIMMT. SO KÖNNEN SIE NACHVOLLZIEHEN, WIE SICH DER SEE ALLMÄHLICH FÜLLT UND DANN PLÖTZLICH INNERHALB WENIGER STUNDEN FAST KOMPLETT ENTLERT. ETWA DREI WOCHEN NACH DEM AUFENTHALT DES TEAMS GESCHAH DER NÄCHSTE AUSBRUCH.**



Was kostet ein Verbrechen?

Wirtschaftswissenschaftlerin Anna Bindler
über den Zusammenhang von Kriminalität
und Ökonomie



Viele Menschen verfolgen gespannt den sonntäglichen Tatort – um nach 90 Minuten abzuschalten und das Verbrechen Verbrechen sein zu lassen. Opfer von Straftaten können das nicht. Sie haben oft sehr lange mit deren Folgen zu tun. Viele sind nicht mehr arbeitsfähig, müssen körperliche Schäden behandeln lassen oder eine Psychotherapie machen, weil das Erlebte sie nicht mehr loslässt. Das Leid, das Verbrechen bewirken, ist schwer messbar. Die finanziellen Folgen für die Betroffenen durchaus, wie Prof. Dr. Anna Bindler weiß. Sie ist seit 2024 gemeinsam berufene Professorin für Angewandte Mikroökonomie am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung und an der Universität Potsdam. Mit ihrer Arbeit, die sich mit den ökonomischen Ursachen und Folgen von Kriminalität beschäftigt, macht Anna Bindler ein hierzulande noch wenig bekanntes Forschungsfeld publik – die Economics of Crime.

Mit Nadine Ketel von der Vrije Universiteit Amsterdam haben Sie eine Studie zu den wirtschaftlichen Folgen von Kriminalität durchgeführt, die viel Aufmerksamkeit erhalten hat. Was macht die Studie besonders?

Wir hatten beobachtet, dass sich die Forschung vor allem mit der Frage beschäftigt, wodurch sich Kriminalität effektiv eindämmen lässt. Um diese Frage zu beantworten, sollten wir wissen, was uns sozial- und sicherheitspolitische Maßnahmen gegen Kriminalität kosten und ob sie tatsächlich helfen. Die Ausgaben für solche Maßnahmen sind relativ gut zu berechnen. Wir wissen, wie viel Geld wir beispielsweise für Videoüberwachung oder einen Polizeieinsatz aufwenden müssen. Ihr Nutzen ist dagegen viel schwerer zu erfassen. Und hier liegt gewissermaßen die Quadratur des Kreises: Wir wollen herausfinden, was uns Kriminalität kostet, die niemals stattgefunden hat – weil wir sie verhindert haben. Damit stehen wir vor zwei Herausforderungen. Erstens: Wie misst man verhinderte Kriminalität? Und zweitens: Wie misst man die Ausgaben für verhinderte Kriminalität? Hier haben wir angesetzt um herauszufinden, was Kriminalität aus ökonomischer, gesellschaftlicher und individueller Sicht kostet. Für die Studie haben wir Daten der niederländischen Polizei aus den 2000er Jahren mit Arbeitsmarktdaten verknüpft. So konnten wir für Menschen, die Opfer von Kriminalität wurden, nachvollzie-

hen, wie sich ihre Karrieren innerhalb der ersten Jahre nach der Tat fortsetzten – oder eben nicht. Was passierte mit ihren Einkommen? Benötigten sie Sozialleistungen? Wie hoch waren die Ausgaben für medizinische Behandlungen, die nach der Straftat nötig wurden?

Was haben Sie herausgefunden?

Die Einkommen sanken, die Opfer waren häufiger auf Sozialleistungen angewiesen und hatten höhere medizinische Behandlungskosten als vor der Straftat. Besonders betroffen sind übrigens Menschen, die schon vorher prekär beschäftigt waren. Die Folgen der Tat hängen dabei auch von deren Form ab. Wir haben vier Kategorien untersucht: Körperverletzung, Androhung von Gewalt – was auch Stalking einschließt –, Raubüberfälle und Einbrüche mit und ohne Gewalt. Die Studie zeigt, dass die finanziellen Folgen von Gewaltverbrechen schwerer sind. Außerdem sind die Effekte bei weiblichen Opfern noch etwas stärker ausgeprägt als bei männlichen. Frauen verdienen monatlich bis zu 12,9 Prozent weniger, bei Männern sind es 8,4 Prozent. Weibliche Opfer beziehen im Schnitt sechs Prozent mehr Sozialleistungen als vor dem Verbrechen, männliche bis zu fünf Prozent. Beziehen wir häusliche Gewalt ein, sind die Einbußen von Frauen noch gravierender.

Wie erklären Sie diese Unterschiede?

Das ist die große Frage! Es ist möglich, dass sich diese Ungleichheit durch das unterschiedliche Arbeitsmarktverhalten von Frauen und Männern erklärt: Ihre Karrieren gestalten sich anders, Frauen haben im Schnitt geringere Verdienste. Die Ursache könnte aber auch in den Daten selbst liegen. Denn hier sind nur Fälle erfasst, in denen die Betroffenen zur Polizei gegangen sind – und die Bereitschaft, einen Vorfall zu melden, mag bei Frauen und Männer verschieden sein.

Sie haben sich auch damit beschäftigt, ob Männer und Frauen von der Justiz gleichbehandelt werden.

In einer Studie mit historischen Daten haben wir Fälle an einem Londoner Gericht vom 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts untersucht, um herauszufinden, wie sich die Verurteilungsraten für Männer und Frauen entwickelten. Über den gesamten Zeitraum wurden Frauen seltener



DR. JANA SCHOLZ



Anna Bindler
ist seit 2024 gemeinsam
berufene Professorin
für Angewandte
Mikroökonomie am
Deutschen Institut für
Wirtschaftsforschung und
an der Universität Potsdam.

anna.bindler@
uni-potsdam.de



verurteilt als Männer, die für das gleiche Verbrechen vor Gericht standen. Wir sprechen hier von positiver Diskriminierung. Dahinter scheint ein paternalistischer Mechanismus zu stecken: ein gesellschaftlicher Zweifel, ob Frauen überhaupt zu einer Straftat fähig sind.

Nun haben wir bereits über die finanziellen Folgen für die Opfer von Straftaten gesprochen. Die Ausgaben für Polizei, Gerichte und Gefängnisse werden aber von allen getragen. Was kostet Kriminalität die Volkswirtschaft?

Bisherige Schätzungen haben vor allem direkte Ausgaben etwa für Strafverfahren, Polizeieinsätze oder Eigentumsschäden erfasst. Bezieht man jedoch indirekte Kosten wie Einbußen auf dem Arbeitsmarkt ein, fallen diese Schätzungen um zehn Prozent zu niedrig aus. Die Einkommensverluste in den Niederlanden im ersten Jahr nach einer Viktimisierung betragen etwa 72 Millionen Euro. Das ist mehr als das Doppelte von dem, was zu der Zeit für Kompensationszahlungen von Tätern an Opfer gezahlt wurde. Und unsere Daten zeigen, dass die Opfer auch vier Jahre später ihr

ursprüngliches Einkommen noch nicht wieder erreicht haben.

Welche Konsequenzen sollte die Politik aus diesen Erkenntnissen ziehen? Halten Sie es etwa für sinnvoll, das Strafmaß zu erhöhen, um potenzielle Täter*innen abzuschrecken?

Aus meiner Sicht ist ein Dreiklang wichtig. Erstens die Prävention, bei der es darum geht, zu verhindern, dass Menschen kriminell werden. Bildung ist hier eine der besten Maßnahmen. Zweitens die Repression: Wie können Polizei und Justiz Straftaten besser aufklären? Drittens brauchen wir eine effektive Opferhilfe, die Betroffene etwa mithilfe von Gewaltschutzgesetzen besser unterstützt.

Ich denke, wir haben einen sinnvollen Strafkatalog, aber dieser kann nur ausgeschöpft werden, wenn Täter vor Gericht kommen. Wichtiger und effektiver als Strafen zu erhöhen, ist es deswegen aus meiner Sicht, an deren Umsetzung anzusetzen – also Aufklärungsquoten zu erhöhen und Täterinnen und Täter dem existierenden Strafkatalog entsprechend zu bestrafen.

”

Das Risiko in die Kriminalität einzusteigen ist in jungen Jahren am höchsten, in vielen Ländern mit Anfang 20.

Wer sind eigentlich die Opfer von Verbrechen – lässt sich das statistisch beantworten?

Jein. Wir haben uns die Durchschnittseinkommen in den niederländischen Polizeiberichten angeschaut und sie mit einer zufälligen Stichprobe aus der Bevölkerung verglichen. Menschen, die Opfer von Gewalt werden, gehören statistisch gesehen eher zu benachteiligten Bevölkerungsgruppen: Sie haben im Durchschnitt geringere Einkommen, sind häufiger arbeitslos und beziehen Sozialleistungen. Sie arbeiten öfter in prekären Beschäftigungsverhältnissen, also mit befristeten Verträgen beziehungsweise bei Leih- und Zeitarbeitsfirmen. Damit sind sie arbeitsrechtlich weniger geschützt.

In einer anderen Studie haben wir uns die Altersverteilung angesehen, ebenfalls in den Niederlanden: Junge Menschen haben demnach ein höheres Risiko Opfer zu werden als ältere Menschen.

Woran könnte das liegen?

Was die Perspektive der Opfer betrifft, sagen Theorien aus der Soziologie: Kriminalität findet statt, wenn es Gelegenheit dazu gibt, also potenzielle Opfer und potenzielle Täter aufeinandertreffen. Wenn sie sich nicht begegnen, findet sie auch nicht statt. Wir interessieren uns dafür, welche Faktoren die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass eine Straftat geschieht. Dazu müssen wir uns anschauen, was bei den Menschen zu Hause, auf der Arbeit und in der Freizeit geschieht. 18- bis 20-Jährige gehen im Schnitt öfter aus, besuchen Clubs und trinken Alkohol. Sie begegnen potenziellen Risiken daher häufiger als Menschen mit Mitte 30 oder 40, die vielleicht das Wochenende zu Hause oder mit ihren Kindern verbringen. Wenn Jugendliche mit der Volljährigkeit Grundrechte bekommen, verändern sich ihre Gewohnheiten. Das Risiko, Opfer einer Straftat zu werden, steigt dann sprunghaft an. In den Niederlanden wurde vor einigen Jahren das Mindestalter für den Alkoholkonsum und den Besuch von Clubs und Bars von 16 auf 18 Jahre erhöht. Die Wahrscheinlichkeit, Opfer von Straftaten zu werden, verringerte sich dadurch bei den Jugendlichen. Das heißt aber nicht, dass der Clubbesuch verboten werden sollte – schließlich ist das Ausgehen ja etwas Schönes. Doch man sollte überlegen, wie Straftaten hier eingedämmt werden könnten, etwa durch Informationsmaßnahmen zum Alkoholkonsum oder auch durch persönliche Vorsichtsmaßnahmen.

Das Risiko in die Kriminalität einzusteigen ist ebenfalls in jungen Jahren am höchsten, in vielen Ländern mit Anfang 20. Das war schon im 19. Jahrhundert so, wie historische Gerichtsdaten zeigen. Aus psychologischer, soziologischer und ökonomischer Sicht ist das ein Zeitpunkt, an dem sich Vieles entscheidet: Die Schullaufbahn geht zu Ende und das Berufsleben beginnt.

Was bräuchte es, um junge Menschen vor einem kriminellen Weg zu schützen?

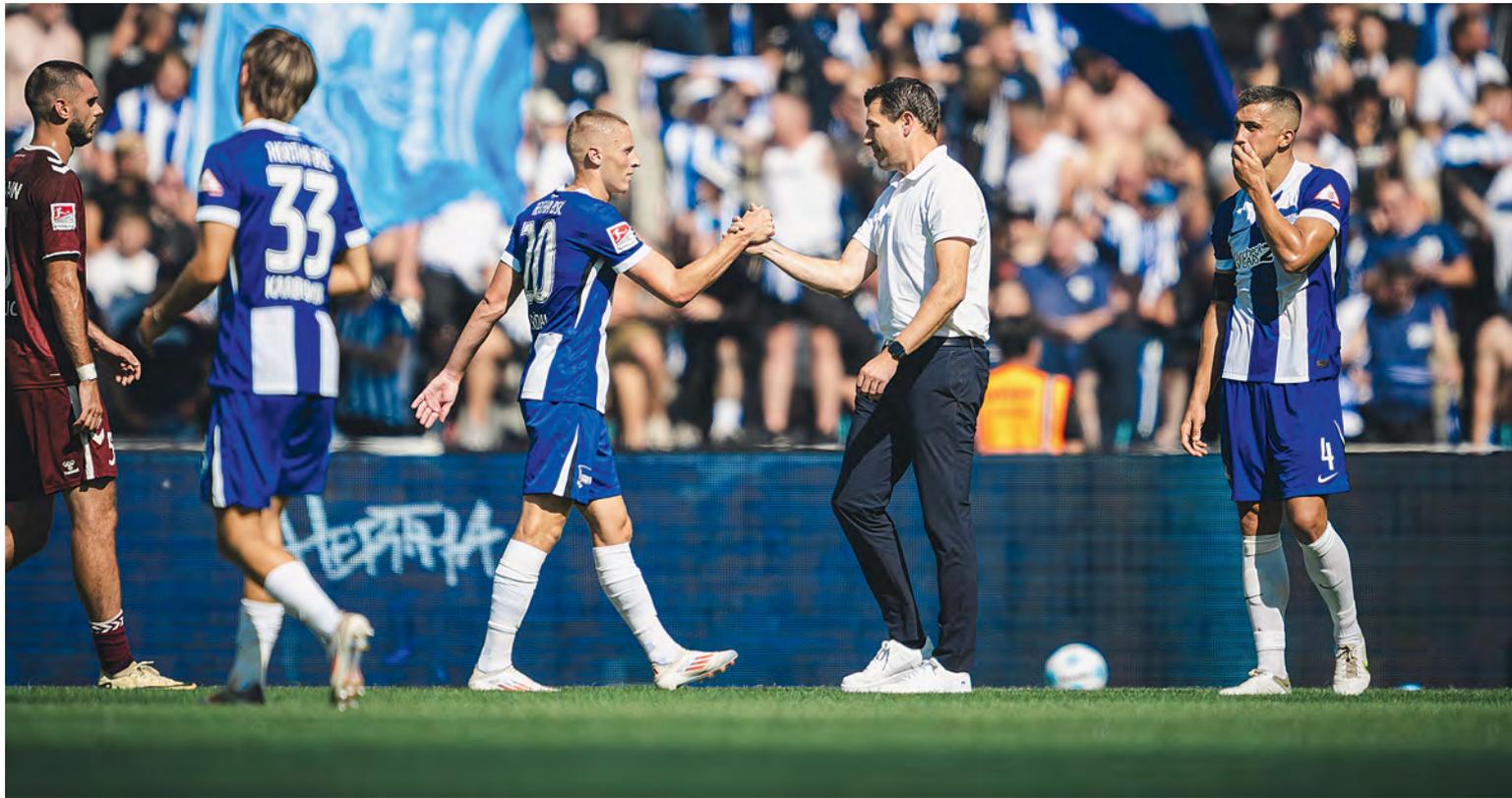
Es gibt einen Zusammenhang zwischen Jugendarbeitslosigkeit und Kriminalität. Deswegen sind gute Startchancen wichtig. In einer Studie haben wir das untersucht. Vereinfacht gesagt haben wir dabei die Lebenswege von zwei Personen verglichen: Eine von ihnen trifft nach der Schule auf einen guten Arbeitsmarkt und findet bald einen Job. Die andere macht den Abschluss zu einem ungünstigen Zeitpunkt und bleibt arbeitslos. Die Wahrscheinlichkeit, dass letztere kriminell wird, ist größer als bei der ersten Person. Das bedeutet aber nicht, dass jeder Mensch, der Arbeitslosigkeit erfährt, kriminell wird.

Ihre Forschungsperspektive gilt in Deutschland als einzigartig. Wie sind Sie dazu gekommen?

Das Forschungsfeld wächst im internationalen Raum sehr stark, in Deutschland ist es tatsächlich noch ein kleiner Bereich. Ich kam am University College in London darauf, wo ich im Rahmen meines strukturierten Doktorandenprogrammes Kurse besuchte. Mein späterer Doktorvater hat in einer Vorlesung zu „Economics of Crime“ gelehrt. Ich fand das total spannend und entwickelte Ideen für meine Dissertation. Mir ist es wichtig, das wissenschaftliche Arbeiten mit einem gesellschaftlichen Wert zu verbinden.

Diese Verbindung spiegelt sich auch darin wider, dass Sie 2023 mit dem „Wissenschaftspreis Opferschutz“ von WEISSEM RING und Bundeskriminalamt ausgezeichnet wurden.

Darüber habe ich mich riesig gefreut. Es ist eine große Ehre, über den engen Zirkel der Wissenschaft hinauswirken zu können. Ich freue mich, dass die Ergebnisse nicht nur zum wissenschaftlichen Diskurs beitragen, sondern in der Praxis den Mehrwert haben, den ich mir erhoffen.



Mit Demut und Diplomatie

Alumnus Benjamin Weber ist Sportdirektor bei Hertha BSC


DR. JANA SCHOLZ

Benjamin Webers Geschichte mit Hertha BSC ist lang: Schon als Kind spielte er Fußball, sein Opa nahm ihn ins Olympiastadion mit, als er 13 war. Von da an besuchte er immer wieder Hertha-Spiele. Auch wenn es für eine eigene Profikarriere nicht reichte, blieb die Leidenschaft. Im Studium an der Universität Potsdam kam er als Werkstudent zur „Alten Dame“. Heute ist der 44-Jährige Sportdirektor bei dem 1892 gegründeten Verein, stellt das Trainer-team und den Spielerkader zusammen, schreibt Verträge, verwaltet das Budget und spricht bei Pressekonferenzen.

Was ihm als Sportdirektor wichtig ist? Da muss Benjamin Weber nicht lange überlegen: Kommunikation. „Das klingt banal, ist aber aus meiner Sicht essenziell in einem Geschäft, in dem du mit vielen Menschen, ob Spielern, Trainern, Mitarbeitern oder Fans zu tun hast, das sehr medial ist und in dem auch die Boulevardpresse gerade in Berlin eine große Präsenz besitzt.“ Dass ihm etwas am Dialog liegt, glaubt man sofort. Der Mann mit den dunklen Haaren und dem offenen

Lächeln wirkt nahbar, spricht auf Augenhöhe. Fragen beantwortet er auf den Punkt, gibt aber auch dem Gegenüber Raum. Sein Job ist schließlich nicht zuletzt ein diplomatischer: Vereinsmitglieder, Trainer und die Mannschaft, Medien, mit allen ist Weber im Gespräch – letztlich für die Fans. „Wir sind ein Verein, der einen sehr engen Draht zur Fangemeinde hat. Ich versuche, bodenständig und demütig an die Aufgabe zu gehen mit dem Wissen, dass ich einen Verein mit über 60.000 Mitgliedern verrete, in guten wie in schlechten Phasen.“

Zwischen Büro und Stadion

Seit Anfang 2023 ist Weber Sportdirektor. Sein Arbeitsplatz liegt im Olympiapark in Berlin-Charlottenburg. Die Hälfte des Tages verbringt er hier im Büro, die andere draußen, am Platz oder im Stadion. Seine Tage sind lang und voller Gespräche: mit dem Trainerteam, der Geschäftsführung, der Scouting-Abteilung, der Kommunikationsabteilung oder den Verantwortlichen aus dem Nachwuchs- und Frauenfußball. So oft

wie möglich versucht er, sich Trainingseinheiten anzusehen. Wenn an den Wochenenden ein Heimspiel ansteht, ist Weber im Olympiastadion, bei Auswärtsspielen reist er mit der Mannschaft durch ganz Deutschland. „Dann bin ich in jegliche Besprechungen rund um das Spiel involviert und darf Kollegen von Presse, Funk und Fernsehen Rede und Antwort stehen.“

Benjamin Weber wusste schon recht früh, was er will, wohin es ihn zieht. Und er blieb dran, auch wenn er sich dafür so manches Mal in Geduld üben musste. Dass er Sport studieren wollte, entschied er während des Abiturs. Der gebürtige Berliner bewarb sich an der Humboldt-Universität, wegen einer Nachkommastelle beim NC verschlug es ihn aber im Jahr 2000 an die Universität Potsdam. „Das war eigentlich das Beste, was passieren konnte. Ich habe es nie bereut, in Potsdam studiert zu haben.“ Im Studiengang Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Sportökonomie/Sportmanagement lernte er alle drei Standorte gut kennen: In Griebnitzsee besuchte er BWL-Vorlesungen, auf dem Campus Am Neuen Palais sportwissenschaftliche Veranstaltungen und in Golm die Turnhalle – „damals eines der wenigen neuen Gebäude auf dem Campus“, erzählt Weber.

Ein Gespür für die Träume der Fans

Inzwischen ist es mehr als 20 Jahre her, dass Benjamin Webers Karriere bei Hertha BSC begann: mit einer Initiativbewerbung beim Assistenten des damaligen Geschäftsführer Dieter Hoeneß. Da war Weber 23. Nach einer Einladung zum Gespräch passierte zwei Monate nichts, bis schließlich der Anruf kam. „Das war an einem Samstag und ich sollte am Montag anfangen, das weiß ich noch genau“, erzählt er und lacht. So kümmerte er sich ab 2003 als Werkstudent in der sportlichen Abteilung um die Organisation von Freundschaftsspielen, Trainingslagern oder Ausbildungsentschädigungen. „Irgendwann fragte mich Dieter Hoeneß: Wann bist du mit dem Studium fertig? Und ich sagte: Heute in einem Jahr.“ Da hatte er aber noch einige Scheine zu machen und eine Diplomarbeit zu schreiben. Doch es gelang ihm, und er schloss sein Diplom bei Christoph Rasche, bis heute Professor für Management, Professional Services und Sportökonomie in Potsdam, „pünktlich“ ab – mit einer Arbeit über Vereinsstrukturen und Kapitalgesellschaften.

„So, jetzt kann ich anfangen, voll bei Hertha zu arbeiten“, dachte sich der Sportökonom. Doch wegen finanzieller Probleme gab es zu diesem

Zeitpunkt keine Neueinstellungen, sodass er zunächst in einer Werbeagentur tätig war, bis er – nach dem „Sommermärchen“ – im Sponsoring und Marketing erneut einen Fuß in die Tür des Vereins bekam. Ab 2014 leitete er dann acht Jahre lang die „Akademie“, den Nachwuchsbereich des Vereins. „Das war für mich ein Glücksgriff. Und sicherlich ist es auch eine tiefe Sehnsucht der Herthafans, ihre Junioren irgendwann als Profis auf dem Platz zu sehen.“

Etwas mehr als 200 Kinder und Jugendliche trainieren hier neben der Schule, fast alle kommen aus Berlin und Brandenburg. Als Akademie-Leiter habe es ihm immer am meisten Spaß gemacht, die Wege der Sportler zu begleiten. Wie von Pascal Klemens, Linus Gechter und Ibrahim Maza, die inzwischen zum Profi-Kader gehören, oder Maximilian Mittelstädt, der seit 2024 für die Nationalmannschaft spielt. Für den Posten des Sportdirektors hatte ihn der damalige Präsident Kay Bernstein vorgeschlagen, der so die Verknüpfung zwischen Nachwuchs- und Profibereich stärken wollte. Noch heute ist sein Job für Benjamin Weber mehr als Profi-Fußball. Schließlich sieht er den gesellschaftlichen Auftrag des Vereins, in der Jugendarbeit ebenso wie im Frauenfußball oder im Breitensport.

Ob ihn das Studium gut vorbereitet habe auf seine Position als Sportdirektor? „Ein Studium kann dir eine Richtung geben und helfen, den eigenen Weg zu definieren. Auch weil du dich selbst organisieren musst.“ Doch für die Anforderungen seines jetzigen Jobs seien eher die Erfahrungen im Berufsleben entscheidend gewesen. Es braucht Verhandlungsgeschick, mit Trainern, Spieler*innen und Mitgliedern, es braucht ein Gespür für die Wünsche und Träume der Fans. Doch noch etwas ist unabdingbar im Profi-Sport: ein dickes Fell. Wo sonst wird so stark bewertet, wird nach Fehlern und Verantwortlichen gesucht? Wo sonst wechseln sich Jubel und Pfiffe von Spiel zu Spiel, von Woche zu Woche ab? Boulevard-Presse und Social Media tun ihr Übriges. „Medial ist es eine ganz schöne Wucht. Und bei einer so großen Fan-Basis muss man mit Kritik umgehen können“, sagt der Sportökonom. Aber für Benjamin Weber gehört das dazu. Und er ist Kommunikationsprofi genug, um sich nicht jeden Post auf den sozialen Plattformen anzusehen. Das Wichtigste sei für ihn, jeden Morgen in den Spiegel schauen zu können. Und noch etwas tröstet ihn: „Auch wenn du den Ball natürlich nicht selber ins Tor schießen kannst, hast du jedes Wochenende die Chance, etwas zu verändern. Das ist das Gute.“



**Wir sind ein Verein,
der einen sehr engen
Draht zur
Fangemeinde hat.**

Benjamin Weber
studierte Sportwissenschaft
an der Universität
Potsdam und ist seit 2023
Sportdirektor beim Berliner
Fußballverein Hertha BSC.



„Kindern etwas beibringen – vielleicht ist das überall auf der Welt gleich“

Die syrische Lehrerin Entisar Karkokli unterrichtet
an einer Grundschule in Wittenberge



Zum Anfang ein Spiel. Entisar Karkokli fächert Karten in ihrer Hand, hebt sie hoch über den Kopf. „Wer will zuerst ziehen?“ Die gestreckten Finger schnellen in die Luft. Die Lehrerin geht durch die Reihen, hält den Kindern die bunten Plastikkarten hin, auf deren Rückseite sie Malaufgaben geschrieben hat. Neunmal achtzig, vierhundert mal drei, siebenmal sieben. Entisar Karkokli drückt aufs Tempo. Sie will die Lösungen hören. „Schnell, schneller!“ Jetzt kein langes Nachdenken. Zu oft haben sie das schon geübt. Mit ihren dunklen, blitzenden Augen feuert sie die kleinen Rechner an. Und die spielen mit, rufen ihre Ergebnisse in den Raum. Doch plötzlich stockt es. „Siebenmal sieben?“, wiederholt die Lehrerin fragend. Ungläubig schaut sie das Mädchen an, das die Karte gezogen und nun den Blick gesenkt hat. „Das kannst du doch, sag mal, siebenmal sieben!“ Es bleibt still. Karkokli schaltet um: „Saba tarb saba“. Als noch immer keine Antwort kommt, stellt sie sich neben die Bank des Mädchens und fragt leise: „Was ist los?“ Dann zählt sie mit ihm die Malfolge durch, bis sie bei der 49 angekommen sind.

Später wird die Lehrerin das schmale, blassgesichtige Kind an die Tafel holen und schriftlich eine der schwierigsten Aufgaben lösen lassen. Alle werden sehen können, dass das Mädchen rechnen kann wie kein anderes in dieser vierten Klasse. Entisar Karkokli ist zufrieden. Zu genau weiß sie, wie es sich anfühlt, in einer Sprache denken zu müssen, die nicht die eigene ist und deren Worte manchmal einfach davonfliegen, wenn die Gedanken woanders sind. Vielleicht bei der Familie zu Hause, dem neuen Zuhause in der deutschen Stadt Wittenberge an der Elbe. Vielleicht aber auch zu Hause in Syrien, in der fast völlig zerstörten Stadt Deir ez-Zor am Euphrat.

Entisar Karkokli war Anfang zwanzig, als sie an der Universität ihrer Heimatstadt das Lehrstudium für die Grundschule abgeschlossen und in einem kleinen Dorf ihre erste Klasse übernommen hatte. Die Kinder, die sie mit großen Augen anschauten, diesen einen ersten Moment, in dem sie verstand, jetzt verantwortlich zu sein, sie wird ihn nicht vergessen. Dieses ehrliche, völlig offene, ganz und gar unverstellte Gefühl zwischen ihr und den Kindern. Wo immer sie vor einer Klasse steht, erinnert sie sich daran und spürt das große Glück, sich für den richtigen Beruf entschieden zu haben.



ANTJE HORN-CONRAD



Entisar Karkokli im Mathematik-Unterricht



Entisar Karkokli absolvierte an der Universität Potsdam das Refugees Teachers Program für geflüchtete Lehrkräfte und arbeitet heute als Lehrerin an der Friedrich-Ludwig-Jahn-Grundschule in Wittenberge.

Von Syrien nach Wittenberge

Wohl deshalb führte sie, als sie 2015 am Endpunkt ihrer langen Flucht vor dem Krieg in Syrien im brandenburgischen Wittenberge ankam, ein direkter Weg in die Schule. „Ich wollte mich nützlich machen, sprach mit den syrischen Eltern, die ihre Kinder zum Unterricht brachten, und übersetzte vom Englischen ins Arabische.“ Als Karkokli den Hinweis bekam, sich an der Universität Potsdam zu bewerben in einem ganz neuen Qualifizierungsprogramm für geflüchtete Lehrkräfte, zögerte die junge Lehrerin keine Sekunde. Mit einem deutschen Abschluss würde sie vielleicht wieder in ihrem Beruf arbeiten können. Nichts interessierte sie mehr als das.

Täglich fuhr sie nun mit dem Zug von Wittenberge nach Potsdam, drei Stunden hin und drei zurück, paukte sich im Intensivkurs die fremden Vokabeln ein und hörte in Seminaren, worin sich das deutsche Schulsystem vom syrischen unterscheidet und was hierzulande pädagogisch anders gemacht wird. In ihrem beruflichen Handwerk fühlte sich die junge Lehrerin keine Minute fremd. Psychologisch fand sie sich in Syrien sogar etwas gründlicher ausgebildet. „Kindern etwas beizubringen, auf sie einzugehen, zu erspüren, wie man sie gut unterstützen kann, ist universell“, sagt sie, „und vielleicht überall auf der Welt gleich.“

In nur drei Uni-Semestern hob sie ihr Sprachniveau von Null auf B2, absolvierte parallel alle pädagogischen Kurse, die sie für das Zertifikat brauchte, um als Assistenzlehrkraft an die Fried-

rich-Ludwig-Jahn-Grundschule in Wittenberge zurückkehren zu können. Über 50 Mädchen und Jungen, wie sie selbst geflüchtet, saßen dort in deutschen Klassen und verstanden kein Wort. Entisar Karkokli fand das völlig unsinnig. Mit Mazen Houkan, einem syrischen Kollegen, und einer Fachkraft für Deutsch als Zweitsprache bildeten sie ein Team, teilten die Kinder in drei Gruppen und unterrichteten sie in Mathe und Musik, Englisch und Kunst, Sport und Deutsch. „Für einige war es das erste Mal, dass sie überhaupt eine Schule besuchen konnten“, berichtet Karkokli und erzählt von einem elfjährigen Jungen aus Afghanistan, der weder lesen noch schreiben konnte.

Schulleiterin Kerstin Schulz freute sich über die Assistenzlehrerstellen, die das Bildungsministerium für zwei Jahre finanzierte. Noch mehr aber freute sie sich, die beiden syrischen Lehrkräfte im Unterricht einsetzen zu können, denn die Zahl der Kinder mit Migrationsgeschichte nahm weiter zu. „Es ist so wichtig, dass jemand da ist, der ihre Sprache spricht, der ihnen hilft, sich in der fremden Kultur zurechtzufinden, der die Sorgen der Eltern versteht und Missverständnisse aufklären kann.“ Zum Beispiel, dass die Kinder während des Zuckerfestes nicht einfach zu Hause bleiben können, sondern dafür eine Schulbefreiung beantragt werden muss. Oder dass es gut wäre, wenn sie während des Ramadans ein wenig essen und trinken, um sich im Unterricht besser konzentrieren zu können. Die syrischen Lehrkräfte fanden dafür immer die richtigen Worte.

Endlich ein fester Vertrag

Umso unverständlicher war es, dass nach den beiden Jahren Schluss sein sollte. „Die Finanzierung der Stellen lief aus. Ich durfte nur noch als pädagogische Hilfskraft arbeiten.“ Entisar Karkokli wurmte das. Ein Rückschlag, den sie nicht einfach hinnahm. Als ihr die Schulbehörde erklärte, dass sie für eine Anstellung als vollwertige Lehrkraft das Sprachniveau C1 vorweisen muss, es dafür aber in Wittenberge keine Kurse gab, brachte sie sich die schwierige Grammatik, das umfangreiche Vokabular selbst bei. „Aber auch dieser Prüfungsnachweis reichte noch nicht“, erinnert sich Karkokli. Obwohl sie in ihrer Heimat ein Lehramtsstudium absolviert, sich in Potsdam für den deutschen Schuldienst qualifiziert und nun schon einige Jahre als Lehrerin gearbeitet hatte, schickte man sie noch einmal zu pädagogischen Seminaren für Berufsquereinsteiger. Als auch das geschafft war und alle Abschlüsse auf dem Tisch lagen, hätte es keinen ersichtlichen Grund mehr geben dürfen, sie nicht fest einzustellen. „Stattdessen arbeitete ich befristet in zwei verschiedenen Schulen. Das zerrte an den Nerven.“ Die junge Frau begann energischer aufzutreten, meldete sich in öffentlichen Diskussionen zu Wort, verschaffte sich Gehör in der Politik. Mit nachhaltiger Wirkung. Endlich. Ein fester Vertrag.

2021 übernahm Entisar Karkokli von einer Kollegin eine vierte Klasse, die sie zuvor schon als Assistenzlehrkraft begleiten durfte. Schulleiterin Schulz traute es ihr zu, befürchtete jedoch, dass es Einwände bei den deutschen Eltern geben könnte. Aber ganz im Gegenteil. So wie sie vom ersten Augenblick das Herz und das Vertrauen der Kinder gewann, so spürten auch die Eltern, dass hier eine Pädagogin klug und versiert ihren Beruf ausübt. Wie sie forderte, ohne Druck auszuüben, wie sie anspornte und vorantrieb, ohne jemanden zurückzulassen, verschaffte ihr Respekt.

Mit dieser Beharrlichkeit bewältigte Karkokli im vergangenen Jahr auch ihre bislang größte Herausforderung: den Übergang ihrer Klasse in die weiterführenden Schulen. „Ich musste Gutachten schreiben, mich mit dem Lehrerkollegium abstimmen und den Eltern die Empfehlungen erläutern.“ Sie atmet tief ein und pustet noch einmal geräuschvoll aus, als sie davon berichtet. Im Kulturhaus der Stadt habe sie auf der Bühne gestanden, eine Rede gehalten und ihre ersten Abschlusszeugnisse übergeben. „Die Eltern applaudierten und die Kinder schenken mir ein Bild, auf dem jedes von ihnen als fleißige Ameise gezeichnet war.“ Die Lehrerin schlägt die Hände

zusammen. Und dann erzählt sie, wie sie auf der Straße jenen Jungen aus Afghanistan wieder sah, der mit elf Jahren noch kein Wort lesen und schreiben konnte und den sie, gleich nach seiner Ankunft, unterrichtet hatte. Er lerne jetzt an der Oberschule und habe in Mathe eine Drei, rief er ihr zu. Und: „Das haben Sie gemacht!“

Entisar Karkokli ist Lehrerin. Einer der wichtigsten Berufe, wo auch immer auf der Welt. Sie steht in einem deutschen Klassenzimmer und schreibt Zahlen an die Tafel, die arabisch genannt werden. In ihrer Klasse sitzen sieben Kinder mit Migrationsgeschichte. Eines davon ist erst seit einem Jahr hier. Ein Mädchen aus Syrien, das an manchen Tagen jemanden braucht, der „saba tarb saba“ sagen kann. Nur für einen Moment der Rückversicherung, um dann die nächsten Schritte umso leichter gehen zu können.

Im Frühjahr 2025 erhielt Entisar Karkokli, inzwischen deutsche Staatsbürgerin, als erste Absolventin des Refugee Teachers Program der Universität Potsdam die Urkunde einer Beamtin der Bundesrepublik Deutschland.





„NARZISSMUS HAT VIELE GESICHTER“

**RAMZI FATFOUTA ÜBER DIE
UNBEKANNTEN SEITEN EINER
PERSÖNLICHKEITSEIGENSCHAFT**

Wir alle streben danach, uns wertvoll und wichtig zu fühlen. Manche Menschen schwanken jedoch sehr stark zwischen Höhenflügen und großer Empfindlichkeit gegenüber Kritik – ihr schwaches Selbstwertgefühl kompensieren sie mit einer übersteigerten Eitelkeit. Im Umgang mit anderen Menschen kann das zu vielen Konflikten führen. Dr. Ramzi Fatfouta ist assoziierter Forscher an der Professur für Differentielle Psychologie und Diagnostik. Er hat sich an der Universität Potsdam zum Thema „Narcissism: forms, facets and features“ habilitiert. Der Psychologe coacht und berät Menschen, die insbesondere im Job mit narzisstischen Verhaltensweisen konfrontiert sind – sei es bei Kolleg*innen, sei es bei sich selbst – und hilft ihnen, im Alltag besser damit zurechtzukommen.

Narzissmus ist derzeit in aller Munde. Allerdings ist er sehr negativ besetzt. Tun wir Menschen damit Unrecht?

In der populären Betrachtung überwiegt eine Wahrnehmung: Narzissmus ist etwas, womit man am liebsten nichts zu tun haben möchte. Es bedeutet, egoistisch, anspruchsvoll, rechthaberisch oder arrogant zu sein – also zwischenmenschlich eher schwierig. Diese Seite gibt es definitiv. Aber die Wissenschaft zeigt auch, dass narzisstische Persönlichkeiten viele positive Eigenschaften haben wie Charisma, Innovationskraft, Neugierde oder die Fähigkeit, Menschen zu begeistern und sie mitzunehmen.

Zumal es weit verbreitet ist, sich selbst zu loben, schlecht über andere zu reden und sich im Recht zu sehen. Haben wir also alle narzisstische Züge?

Ich verfolge einen persönlichkeitspsychologischen Ansatz. Dem zufolge ist Narzissmus eine Persönlichkeitseigenschaft wie andere auch. Ungefähr 68 Prozent der Bevölkerung sind durchschnittlich narzisstisch. Auf der einen Seite von diesem Spektrum finden sich sehr zurückgezogene Menschen und auf der anderen Personen, die sehr stark narzisstisch sind. Es ist also ein Kontinuum, auf dem wir uns einordnen können. In der Populärkultur ist die kategoriale Betrachtung vorherrschend – also das Denken in klar abgegrenzten Schubladen –, denn solche Vereinfachungen machen unsere komplexe Welt

verständlicher. Auch im klinisch-diagnostischen Bereich bekommt man Diagnosen wie eine Art Etikett. Ich bevorzuge dagegen eine dimensionale Perspektive.



DR. JANA SCHOLZ

Auf Ihrer Webseite zeigen Sie die unterschiedlichen Dimensionen des Narzissmus auf. Können Sie diese erläutern?

Wir unterscheiden in der Psychologie vier Facetten, denen das Streben danach gemeinsam ist, den Selbstwert hochzuhalten. Um dieses Ziel zu erreichen, greifen wir zu verschiedenen Mitteln. Eine Variante ist die Selbstdarstellung: Ich betone, wie schlau, leistungsbereit, erfahren oder attraktiv ich bin, um mich gut zu fühlen. Das wäre die agentische Dimension. In der antagonistischen Akzentuierung werten wir andere Menschen ab oder setzen uns durch Dominanz, Aggression oder den Anspruch auf Überlegenheit in Szene, um uns selbst aufzuwerten. In der dritten, der kommunalen Variante, geht es um Selbstdarstellung im Beziehungsbereich, etwa bei Freunden oder in der Familie. Ich zeige mich dann vielleicht als besonders hilfsbereit, kooperativ oder fürsorglich. Doch das Motiv ist entscheidend: Handle ich wirklich aus Altruismus oder weil ich mich selbst gut fühlen möchte? Die vierte Facette, die neurotische Dimension, betrifft Menschen, die insge-



heim denken, dass sie mehr verdienen als andere, sich aber als Opfer darstellen: Sie versuchen durch ihr Leid Aufmerksamkeit zu bekommen.

Wann werden diese Verhaltensweisen zum Problem?

Immer dann, wenn ein Konflikt entsteht, der mittel- bis langfristig zu einem anhaltenden Leidensdruck führt. Das können etwa innere Leere, Gefühle der Entwertung, überwältigende Scham- oder Schuldgefühle sein. Bei der agentischen Facette muss das nicht unbedingt der Fall sein. Diese Menschen sind ziemlich versiert darin, auf soziale Beziehungen zu achten, weil sie der Motor für Aufmerksamkeit sind. Die antagonistische Dimension lässt dagegen sehr viele zwischenmenschliche Konflikte entstehen, und zwar durch harsche Kritik oder Abwertung. Das führt oft zu Kontaktabbrüchen oder akuten Krisen wie den Jobverlust, wodurch die narzisstische Person durchaus in Not geraten kann.

Sie coachen Unternehmen und Einzelpersonen zum Thema. Mit welchen Problemen kommen Menschen zu Ihnen?

Typisch sind Ressourcen- oder Verteilungskonflikte, zum Beispiel um die interessantesten Projekte innerhalb eines Teams. Wer bekommt sie – die fähigste oder die lauteste Person? Und dann gibt es ganz klassische Konflikte durch abwertendes Verhalten. Auch die Täter-Opfer-Umkehr ist eine typische Strategie. „Ich bin doch hier die leidtragende Person“, sagen narzisstische Menschen gern. Die Einsicht, dass sich Menschen von ihnen abwenden oder das Team nicht funktioniert, entsteht bei ihnen meist erst spät – oder gar nicht. Und sie können häufig andere Personen davon überzeugen, dass mit ihnen alles stimmt. Gerade Führungskräfte genießen in der Regel einen hohen Schutz innerhalb einer Organisation. Umgekehrt trauen sich Beschäftigte oft nicht, Unterstützung zu suchen und beispielsweise zum Betriebsrat oder zur Personalabteilung zu gehen.



Wie können Betroffene am Arbeitsplatz mit ihnen umgehen?

Im Rahmen der Psychoedukation empfehle ich immer, sich zuerst mit sich selbst zu befassen. Im Gespräch versuche ich herauszufinden, was der Kontakt zur narzisstischen Person bei den Betroffenen auslöst, was sie „triggert“, um ein weiteres Modewort zu verwenden. Oft stecken persönliche Erlebnisse oder Beziehungserfahrungen dahinter, die auf das Gegenüber projiziert werden. Es lohnt sich außerdem, das narzisstische Verhalten genau zu beschreiben. Dieses Verbalisieren gibt Kontrolle zurück, denn häufig haben die Betroffenen ein diffuses Störgefühl. Da hilft es, sich Notizen zu machen und das Geschehene einzuordnen. Zum Beispiel: „Im Teammeeting hat die Führungskraft mich als ‚inkompetent‘ bezeichnet, sodass ich mich bloßgestellt gefühlt habe und den Termin am liebsten verlassen hätte“. Ein anderer Tipp: Verbündete suchen! In der Regel stören sich auch andere im Team an dem Verhalten. Das schafft Entlastung. Wenn möglich, können Betroffene zudem Distanzierungstechniken verwenden und Meetings etwa nur noch virtuell wahrnehmen oder klare Zeitfenster für den Kontakt setzen und private Gespräche auf das Nötigste reduzieren. Als letzte Maßnahme kann es sogar sinnvoll sein, die Abteilung oder das Unternehmen zu wechseln.

Welche Rolle spielen Selbstwert und mangelnde Empathie?

In der populären Wahrnehmung gelten Narzissen als empathielos. Als Psychologe unterscheidet ich jedoch affektive und kognitive Empathie. Eine narzisstische Persönlichkeit kann durchaus verstehen, was andere fühlen, denn die Perspektivenübernahme ist in der Regel durchschnittlich ausgebildet – das hilft ihr schließlich dabei, andere zu manipulieren. Doch sie kann es nicht nachfühlen und im Ausdruck vermitteln. Das nennt man „kalte Empathie“.

Welche Ursachen gibt es für Narzissmus?

Die Gene spielen eine große Rolle. Aber auch Erziehung ist wichtig. Der psychodynamische Ansatz geht davon aus, dass Narzissmus begünstigt wird, wenn Kinder zu wenig Aufmerksamkeit bekommen und einen kalten Erziehungsstil erfahren, bei dem ihre Bedürfnisse ignoriert werden. Aus der Erfahrung, unwichtig und wert-

los zu sein, entwickeln sie Allmachtsfantasien, eine Gegenwelt, in der sie großartig sind. Andere sehen die Ursache darin, dass Kinder zu sehr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen und alles bekommen, was sie wollen. Außerhalb der Familie, in Kita oder Schule, bleibt die Bestätigung aus und es entstehen Selbstzweifel, die durch Großspürigkeit oder den Wunsch nach Bewunderung ausgeglichen werden sollen. Beide Erklärungsansätze sind plausibel. Für die zweite Theorie gibt es mehr empirische Befunde, aber von Psychoanalytikern höre ich oft, dass der erste Ansatz eine sehr große Relevanz im therapeutischen Kontext hat.

Können sie sich denn ändern?

Narzissmus ist sicher nicht unheilbar, wie es oft heißt. Aber es braucht Zeit und Energie, und beides ist oft limitiert. Grundsätzlich ist Persönlichkeit etwas Stabiles. Heirat, die Geburt eines Kindes, Krisen, Krankheit oder Tod sind jedoch gravierende Ereignisse, die eine Persönlichkeit neu ausrichten können. Auch situativ sind kleine Veränderungen möglich, wenn beispielsweise durch Feedback von anderen eine Reflexion des eigenen Verhaltens angestoßen wird. Eine Person ist letzten Endes ja mehr als ihr Narzissmus: Da sind etwa Schüchternheit oder Gewissenhaftigkeit, da sind Werte, Normen usw.

Instagram, Trump und Musk: Wird unsere Gesellschaft immer egomaner?

In den USA wurde vor einigen Jahren die These aufgestellt, dass sich Narzissmus wie eine Epidemie verbreite. Eine neuere Untersuchung hat jedoch gezeigt, dass das Phänomen stabil ist und stellenweise eher zurückgeht. Doch wir leben in einer politisch bewegten Zeit: Auf kollektiver Ebene könnte er perspektivisch zunehmen, etwa, wenn sich Nationen überhöhen. Das individuelle Ego dürfte dagegen eher besonnener oder gedämpfter werden – so zumindest meine anekdotische Evidenz. Doch wir sollten unseren Blick weiten und nicht nur auf Donald Trump oder andere markante Figuren gucken. Hinter moralischen Überhöhungen zum Beispiel verbergen sich häufig narzisstische Motive, etwa wenn es heißt: „Wie kannst du denn nur Fleisch essen, das ist schlecht fürs Klima!“ Solche Aussagen sind in unserer Zeit sozial akzeptiert. Narzissmus hat viele Gesichter.



Dem psychodynamischen Ansatz zufolge wird Narzissmus begünstigt, wenn Kinder zu wenig Aufmerksamkeit bekommen und einen kalten Erziehungsstil erfahren, bei dem ihre Bedürfnisse ignoriert werden.



Ramzi Fatfouta
ist assoziierter Forscher an der Professur für Differentielle Psychologie und Diagnostik der Universität Potsdam.



Erleuchtend

Johannes Gurke „baut“ mit Licht und 3D-Druck neue Materialien für die Medizintechnik



DR. FERENC LIEBIG

In der Hirnforschung, in der Neurochirurgie oder bei der Entwicklung neuer Medikamente könnten sie zur Anwendung kommen, die neuen Materialien aus dem Labor von Dr. Johannes Gurke. Mit seiner Arbeitsgruppe „Angewandte Photochemie und 3D-Bioelektronik“ versucht der Chemiker, sein innovatives Forschungsfeld für biomedizinische Technik nutzbar zu machen. Dabei kann er auf die Hilfe von Potsdam Transfer zählen. Die zentrale Einrichtung für Gründung, Innovation, Wissens- und Technologietransfer der Universität Potsdam unterstützte den Wissenschaftler bei der Einwerbung von Drittmitteln und dem Aufbau von Industriekontakten. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) fördert seine Arbeit inzwischen mit fast 2,5 Millionen Euro.

verwenden solche Reaktionen für das Herstellen leitfähiger Polymere, um später mit Licht ein elektrisch leitfähiges Material aus zähflüssigem Harz in einem 3D-Druck erzeugen zu können. Die Bioelektronik verwendet solche Materialien, um elektrische Signale in der Biologie zu messen, zum Beispiel von Nerven oder dem Herzen.

Welches Ziel verfolgen Sie mit Ihrer Forschung?

Wir träumen davon, komplexe und anwendungsspezifische Strukturen über 3D-Druck herzustellen. Wir wollen es schaffen, dass wir über die eingestrahelte Lichtfarbe bestimmen können, ob wir ein leitfähiges oder ein isolierendes Material im 3D-Drucker erzeugen.

Wie kamen Sie auf diese Idee?

Ich selber komme ja aus der Photochemie, bin also immer schon fasziniert von Licht und Chemie. Ich habe dann aber während meines For-



Johannes Gurke

forscht seit 2022 an der Universität Potsdam zu Angewandter Photochemie und 3D-Bioelektronik.

Herr Gurke, was genau verbirgt sich hinter Photochemie und 3D-Bioelektronik?

Unter Photochemie versteht man chemische Reaktionen unter Einwirkung von Licht. Wir

schungsaufenthalts in England intensiv mit Elektroingenieuren und Neurowissenschaftlern zusammengearbeitet und dabei das Potenzial für zukünftige Anwendungen entdeckt. Während eines Forschungsaufenthalts an der Universität Cambridge kombinierte ich 3D-Druck mit konventionellen Techniken der Halbleiterindustrie, um bioelektronische Geräte herzustellen. Das war sehr aufwendig und es stellte sich die Frage, wie sich leitende Materialien einfacher verarbeiten lassen. Je weiter ich mich dieser anwendungsgetriebenen Frage widmete, desto mehr wurde mir bewusst, dass es sich um ein grundlegendes chemisches Problem handelt und dass ich es lösen könnte. Konkret ging es darum herauszufinden, wie man leitfähige Polymere mit Licht synthetisieren kann. Hinzu kam ein neues Konzept aus den USA, mit dem es beim 3D-Druck möglich wurde, mechanische Eigenschaften über die Auswahl einer bestimmten Wellenlänge des Lichtes einzustellen. Das wollen wir nun auf elektrisch leitfähige Eigenschaften übertragen.

Und was kann man damit machen?

Langfristig lässt sich so die nächste Generation biomedizinischer Produkte mit Licht bauen. Diese Geräte sollen es in der Neurowissenschaft und in der Neurochirurgie ermöglichen, Gehirnaktivitäten mit höchster Präzision zu messen und folglich besser zu verstehen. Die im 3D-Druck hergestellten Geräte sollen sich leicht an spezifische Hirnregionen und individuell an den Patienten anpassen lassen, und das sehr kosteneffizient.

Ihr Projekt wird im Nachwuchswettbewerb „NanoMatFutur“ des BMBF gefördert.

Für unsere Arbeit ist ein ausreichendes Budget für Personal und Materialien entscheidend, ohne Forschungsgelder können vielversprechende Ideen oft nicht realisiert werden. Potsdam Transfer half uns, eine Brücke in die Industrie zu schlagen. So konnten wir nicht nur das BMBF, sondern auch drei in diesem Bereich führende Unternehmen davon überzeugen, dass unsere anwendungsorientierte Grundlagenforschung das Potenzial hat, die Fertigung medizintechnischer Geräte signifikant zu vereinfachen und individuelle Lösungen für Patienten zugänglich zu machen. Eine Innovation, die dazu beiträgt, die Gesundheitswirtschaft nachhaltig und zukunftsfähig zu gestalten.

Foto: © Kevin Ryl

Sie haben beim BMBF noch ein zweites Projekt einwerben können, und zwar im Programm „KMU innovativ“. Worum geht es da?

Hier kooperieren wir zwei Jahre lang mit der xolo GmbH. Das Berliner Unternehmen hat eine innovative 3D-Drucktechnik namens Xolographie entwickelt, die neue Möglichkeiten in der Fertigung dreidimensionaler Objekte eröffnet. Dabei wird ein Harz mit zwei Lichtstrahlen unterschiedlicher Farbe ausgehärtet. Das geschieht extrem schnell und ressourcenschonend. Und es ermöglicht die Produktion biokompatibler Materialien, die sich bedenkenlos bei Lebewesen über einen langen Zeitraum und ohne negative Folgen einsetzen lassen. Bereits jetzt wird diese Technik für die Herstellung von Objekten mit komplexen Geometrien genutzt und hat großes Potenzial für hybride Anwendungen, wie etwa die Kombination von Elektronik und 3D-Druck. In der Kooperation mit xolo bringen wir unsere wissenschaftliche Expertise ein, um deren Innovation für die Biomedizintechnik nutzbar zu machen. Insbesondere in der Arzneimittelentwicklung bietet die Technologie interessante Ansätze und könnte helfen, Tierversuche zu ersetzen.

Vom Labor in die Wirtschaft

Potsdam Transfer, die zentrale Einrichtung für Gründung, Innovation, Wissens- und Technologietransfer der Universität Potsdam, identifiziert anwendungsorientierte Forschungsprojekte, sucht und vermittelt Kooperationspartner in der Wirtschaft und berät zu Finanzierungsmöglichkeiten für die Umsetzung des Projekts.



Dr. Johannes Gurke forscht für die nächste Generation biomedizinischer Produkte.

Ein Stipendium für (fast) jede Lebenslage

Constantin von Köckritz und Marc Repey fördern den Studenten Max Bense



Zeit ist immer knapp.“ Max Bense weiß, wovon er spricht, immerhin studiert er neben seinem Job bei einer großen Steuer- und Unternehmensberatungsfirma Jura. Dass er sich das hohe Lernpensum und das viele Pendeln zum Campus Griebnitzsee aufbürdet, ist nicht selbstverständlich. Denn für den 30-Jährigen ist es bereits das zweite Studium.

„Ich habe BWL an der Uni Bremen studiert und anschließend auch in dem Bereich promoviert“, sagt Bense, der Klienten des Finanz- und Consulting-Konzerns Deloitte bei der IT-seitigen Umsetzung von steuerlicher Regulierung berät. Da sein Arbeitsschwerpunkt eng mit Rechtsthemen verflochten ist, hat sich der Wahlberliner für das Jura-Studium an der Uni Potsdam entschieden.

„Bereits bei der Doktorarbeit habe ich gemerkt, dass mir im juristischen Bereich einige Kenntnisse fehlen“, erinnert er sich. „Bei der Steuer- und Wirtschaftsprüfung gibt es außerdem viele rechtliche Bezüge.“ Privat sei er schon immer stark an Politik und Philosophie interessiert gewesen – nicht die schlechteste Voraussetzung für ein Studium der Rechtswissenschaft.

Stipendium unterstützt auch im Zweitstudium

Inzwischen ist Max Bense im fünften Semester und organisatorisch ganz gut aufgestellt, schließlich will auch das Lernen gelernt sein. Doch selbst mit seiner Vorbildung im Wirtschafts- und Steuerrecht fängt er in Themen wie Strafrecht ganz von vorn an. Leichtgefallen sei ihm die Entscheidung fürs nochmalige Studium deshalb nicht, räumt er ein: „Das muss gut abgewogen werden.“

Zumal sich der gebürtige Ostwestfale in dieser Phase seines Lebens weder für das BAföG noch für eines der Stipendien aus der deutschen Stiftungslandschaft qualifiziert. Zuwendungen, die in der Regel daran gebunden sind, dass man sein Erststudium durchläuft. „Im Zweitstudium bin ich hingegen auf den eigenen Broterwerb angewiesen“, sagt Max Bense.

Ganz auf sich allein gestellt ist er aber nicht. Denn vom Potsdamer Universitätsstipendium können auch Studierende im Zweitstudium profitieren. Diesen Geldtopf, aus dem Max Bense monatlich 300 Euro erhält, bezuschusst der Bund mit 150 Euro aus dem Deutschlandstipendienprogramm des Bundesforschungsministeriums.



Max Bense studiert Rechtswissenschaft und erhält das Universitätsstipendium.

Denselben Betrag steuern private und institutionelle Förderer bei. Im Fall von Max Bense sind das die Rechtsanwälte Dr. Constantin von Köckritz und Marc Repey. Als Fachanwälte beraten und vertreten die beiden Berliner mit ihrer Kanzlei RvK Repey von Köckritz leitende Angestellte in Fragen des Arbeitsrechts: Führungskräfte in Versicherungen oder der Chemieindustrie, Manager von Banken, aber auch Leute aus der Tech-Industrie und Start-up-Szene.

Alumni der Juristischen Fakultät bleiben der Uni Potsdam verbunden

Zudem sind sie selbst Alumni der Potsdamer Juristischen Fakultät. „Als ich Ende der 1990er Jahre und Anfang der 2000er Jahre hier studiert habe, gab es das Gebäude, in dem sich dieser Hörsaal befindet, noch gar nicht“, erinnert sich Marc Repey. Was es allerdings gab, waren Vorlesungen zum Studienschwerpunkt Arbeitsrecht, die den heute 48-Jährigen für seine Spezialisierung als Fachanwalt auf den richtigen Kurs gebracht haben. Ein weites Rechtsgebiet, das gewissermaßen im Schnittpunkt zwischen Handels-, Schuld- und Vertragsrecht, zwischen Bürgerlichem Gesetzbuch und den Fallstricken individueller Vereinbarungen angesiedelt ist – mit entsprechend hohem Bedarf an Beratung.

„Das Arbeitsrecht ist nicht so sehr ein hochanalytisches Rechtsgebiet, sondern in großen Teilen eher ein Coaching“, sagt Repey, der – auch das ein Unterschied etwa zum Strafrecht – die meisten seiner Fälle außergerichtlich bearbeitet. „Wir sind Sparringspartner für die Mandanten und nehmen ihnen das Gefühl der Ohnmacht. Dafür braucht es Empathie. Und jemandem helfen zu können, der durch den Wegfall seines Einkommens eine existenzbedrohende Krise erlebt, ist ein gutes Gefühl.“

Unterstützung leisten die beiden Rechtsanwälte auch neben dem Beruf. Bereits seit 2022 fungieren sie als Sponsoren für die Jugendmannschaften des Sportvereins SG NARVA Berlin. Der Gedanke, ein Stipendium an ihrer einstigen Alma Mater zu ermöglichen, lag da nicht allzu weit entfernt. „Wir fanden es eine super Idee, zusätzlich im wissenschaftlichen Bereich Studierende zu unterstützen, weil wir eben wissen, wie herausfordernd das Studium sein kann. Hierfür einen kleinen Beitrag zu leisten, war für uns ein *no brainer*“, sagt Constantin von Köckritz. So bleiben sie der Universität als Ehemalige und Unterstützer verbunden.



Den Anwälten Constantin von Köckritz (l.) und Marc Repey ist gesellschaftliches Engagement wichtig. Als Alumni der Universität Potsdam fördern sie heute Studierende ihrer Alma Mater.

Im illustren Kreis der Förderer findet sich die Sozietät RvK Repey von Köckritz damit neben Unternehmen wie SAP oder Volkswagen, aber auch Stiftungen wie der Evangelischen Schulstiftung und Privatpersonen. Jeweils für ein Jahr überweisen sie alle ihre Spenden. Auch die Studierenden können beziehungsweise müssen sich in jeder Runde aufs Neue darum bewerben.

Und so kommt Max Bense dank seiner Hartnäckigkeit schlussendlich jenes Deutschlandstipendium zugute, um das er sich noch zu Bremer Zeiten im Erststudium vier Mal erfolglos beworben hat. Eine (gefühlte) Verpflichtung, nach seinem Abschluss die Juristen im Arbeitsrecht zu verstärken, ist mit dem Stipendium deshalb aber nicht verbunden. „Meine weitere Entwicklung ist offen“, sagt Bense. „Jetzt mit 30 sogar mehr denn je.“

Eine mögliche Perspektive sieht der Jurastudent für sich in der Lehre, für deren Verbesserung er auch schon Ideen hat. „Nicht wirklich abgebildet ist im Studium gegenwärtig zum Beispiel die Rechtssetzung. Wie entstehen die Normen, wie müssen Gesetze widerspruchsfrei formuliert sein? Auch zu der Frage, ob und wie Normen, etwa Bilanzierungsvorschriften, überhaupt in der Gesellschaft verstanden werden und weshalb im Umgang mit ihnen so viele Fehler passieren, gibt es kaum empirische Rechtswissenschaft.“

Spender*innen finanzieren mit 1.800 Euro bereits ein Jahresstipendium. Werden fünf oder mehr Stipendiat*innen gefördert, ist zudem eine passgenaue Auswahl von Empfängern möglich, etwa nach Fachrichtungen.

➤ **Weitere Informationen zum Universitätsstipendium Potsdam**





BEREICH WOHNEN UND VERSORGUNG

POTSDAM
M. 1:1000

„Das Langzeitgedächtnis einer Gesellschaft“

Das Potsdamer Universitätsarchiv verwahrt historische
Unterlagen und Kunstwerke



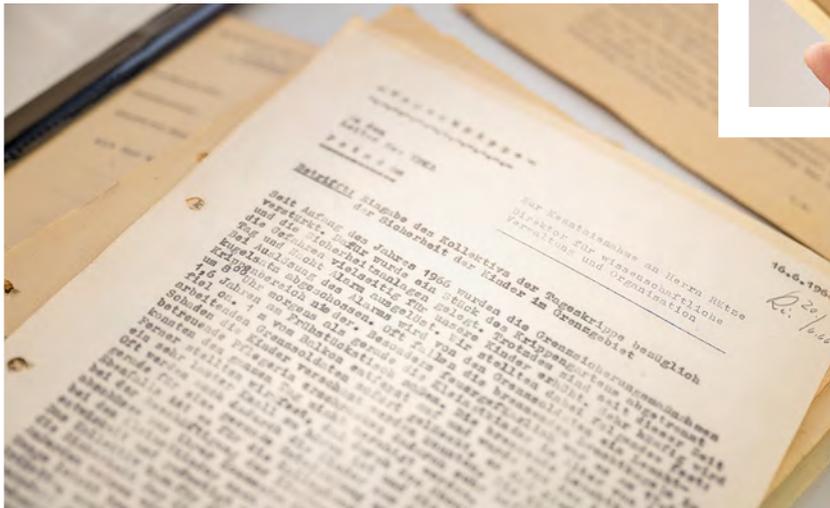
DR. JANA SCHOLZ

Hinter einer unscheinbaren Glastür auf dem Campus Golm verbirgt sich eine kleine, eigene Welt: ein abgeschiedener Ort inmitten der Universität mit unzähligen Geschichten, die darauf warten, erzählt zu werden. Auch wenn die sterile Atmosphäre im Haus 8 das nicht unbedingt vermuten lässt: Ein langer Gang führt durch mehrere gut sortierte Regalreihen, in denen graue Schachteln und beige Ordner stehen. Und die Luft ist so trocken, dass einem schon mal die Nase kribbelt. Das Potsdamer Universitätsarchiv, das je einen Standort in Golm und Griebnitzsee hat, existiert seit der Gründung der Uni Potsdam 1991 und verwahrt auch die Unterlagen ihrer Vorgängereinrichtung, der Brandenburgischen Landeshochschule, und der Einrichtungen, deren Liegenschaften die Universität nach der Wende übernommen hat, wie die Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR. Tausende teils historischer Papiere lagern hier, das älteste ist von 1947.

„Archive sammeln und bewahren, weil sie einen gesetzlichen Auftrag dafür haben“, erklärt Ralf Müller. „Anders als Bibliotheken haben sie es nicht so mit Büchern: Im Archiv haben wir Unterlagen, die die schriftliche Überlieferung der Universität dokumentieren. Sie sind nicht verkäuflich und werden auch nicht verliehen.“ Seit 1991, da war er 30 Jahre alt, leitet Müller das Universitätsarchiv.



Robert Fröhlich (l.) und Ralf Müller



Archiv statt Alzheimer

„Archive sind das Langzeitgedächtnis einer Gesellschaft. Und wir sind es für die Universität. Wenn man uns stiefmütterlich behandelt, dann kann es sein, dass die Universität Alzheimer bekommt“, sagt Müller und lacht. In den 1980er Jahren studierte er Geschichte und Archivkunde an der Humboldt-Universität, anschließend arbeitete er als Historiker. In der Wendezeit sorgte er mit Kollegen dafür, dass Dokumente des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) der DDR ins Stasi-Unterlagen-Archiv in Berlin gelangten und dort gesichert wurden. „Archivare sollten damals verhindern, dass mit den teils sensiblen Unterlagen Missbrauch geschieht.“

Durch die Fensterfront dringt viel Tageslicht in den großen Raum. Eigentlich nicht ideal für Papier, weiß Robert Fröhlich, Mitarbeiter im Archiv. Denn das Sonnenlicht kann unschöne Schattenabdrücke auf den Schriftstücken hinterlassen. Doch die sind zum Glück gut verpackt in ISO-genormten Pappkartons. „Wir brauchen Temperaturen von 16 bis 18 Grad und eine Luft-

feuchtigkeit von 30 bis 50 Prozent“, erklärt Fröhlich. „Das Klima darf nicht zu sehr schwanken. So hält sich das Papier hoffentlich für die nächsten Jahrzehnte oder im besten Falle Jahrhunderte.“ Der Golmer Standort ist eigentlich ein Provisorium, sagt Ralf Müller. Wo sich zu DDR-Zeiten eine Gaststätte der Juristischen Hochschule befand, lagern heute über 150.000 Studierendenakten seit 1948, zu denen zum Beispiel auch Zeugnisse und Urkunden zählen. Außerdem bewahrt das Dezernat für Studienangelegenheiten hier die Abschlussarbeiten der vergangenen fünf Jahre auf – das ist gesetzlich vorgegeben. Für Zeugnisse und Urkunden gibt es dagegen keine Fristen, sie bleiben für unbegrenzte Zeit im Archiv.

„Wenn Sie einmal in die Verlegenheit kommen und Ihr Zeugnis verbummeln, dann können wir eine beglaubigte Kopie ausstellen“, so Müller. Gerade nach der Wende habe es eine Vielzahl von Anfragen gegeben, weil die ehemaligen Studierenden der DDR ihren Sozialversicherungsverlauf nachweisen mussten. „Manchmal kamen Studenten hierher, die in der DDR ihren Abschluss gemacht hatten, aber dann in den Westen gegangen waren“, erzählt Müller. „Ihr Zeugnis haben sie natürlich nicht per Post nachgeschickt bekommen.“

Seltene Fundstücke

Die beiden Archivare haben ein Sammelsurium an Dokumenten auf den Tischen im Eingangsbereich aufgebaut. Ein Ort, der trotz der stickigen Luft, dem toten Papier und der Stille voller Leben ist: von Geschichten aus vielen Jahrzehnten, von Menschen, die an der Universität studiert,

Ralf Müller studierte Geschichte und Archivkunde. Seit 1991 leitet er das Universitätsarchiv.

geforscht oder sie besucht haben. Da ist der 1930 geborene Hans Lampe, der nur vier Jahre zur Schule gegangen ist. Der gelernte Lokomotiv-Schlosser nahm an der Potsdamer Arbeiter- und Bauern-Fakultät ein Studium auf – wegen „fachlicher Schwierigkeiten“ brach er jedoch ab. „Man wollte damals das bürgerliche Bildungsmonopol durchbrechen und auch Kindern aus Arbeiter- und Bauernfamilien die Möglichkeit geben zu studieren“, erläutert der Historiker. Diese Fakultäten gab es bis 1964, doch noch heute erreichen Müller und Fröhlich hin und wieder Anfragen ehemaliger Studierender.

Eines der Lieblingsstücke von Robert Fröhlich ist ein unauffälliges, im Vergleich zu den anderen Unterlagen strahlend weißes Blatt Papier – ein Dankeschreiben, gezeichnet vom ehemaligen US-Präsidenten Joe Biden. 1985 traf er als „höchststrangiger Politiker“ im Senatsunterausschuss für Europafragen auf Prof. Dr. Gerhard Hahn, den Direktor des Instituts für Internationale Beziehungen der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft. „Nicht viele Universitäten haben so ein Dokument in ihrem Archiv“, vermutet Fröhlich und strahlt.

Auch Ralf Müller hat ein Lieblingsstück: Auf ein halbtransparentes, hauchdünnes Papier, ein Manuskript für die wissenschaftliche Zeitschrift der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft, schrieb der Chefredakteur in den 1980er Jahren: „Stullen-Papier im industriellen Spitzenland DDR.“ Müller findet hier die Stimmung der Zeit wieder. „Natürlich wusste er genau, dass es außer ihm und vielleicht seiner Sekretärin keiner zu sehen bekommt, aber die schlechte Papierqualität muss ihn schon mächtig genervt haben, dass er diese Bemerkung niederschrieb.“

Auch in Griebnitzsee gäbe es einiges zu entdecken, wenn das dortige Magazin im Keller von Haus 1 nicht gerade renoviert würde. Tausende Prüfungsakten lagern hier, aber auch viel Kunst: Da sind Büsten von Walter Wolf oder Albert Einstein und auch die „legendäre Karl-Liebnecht-Büste, die bis 1990 noch vor dem Audimax der Pädagogischen Hochschule thronte“, wie Robert Fröhlich weiß. Außerdem einige Gemälde, etwa vom besagten Arthur Baumgarten, dem ersten Rektor.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

Robert Fröhlich ist Fachangestellter für Medien- und Informationsdienste, seine Ausbildung hat er beim Stasi-Unterlagen-Archiv absolviert. Beide sind „genetisch vorbelastet“, erzählen sie schmun-

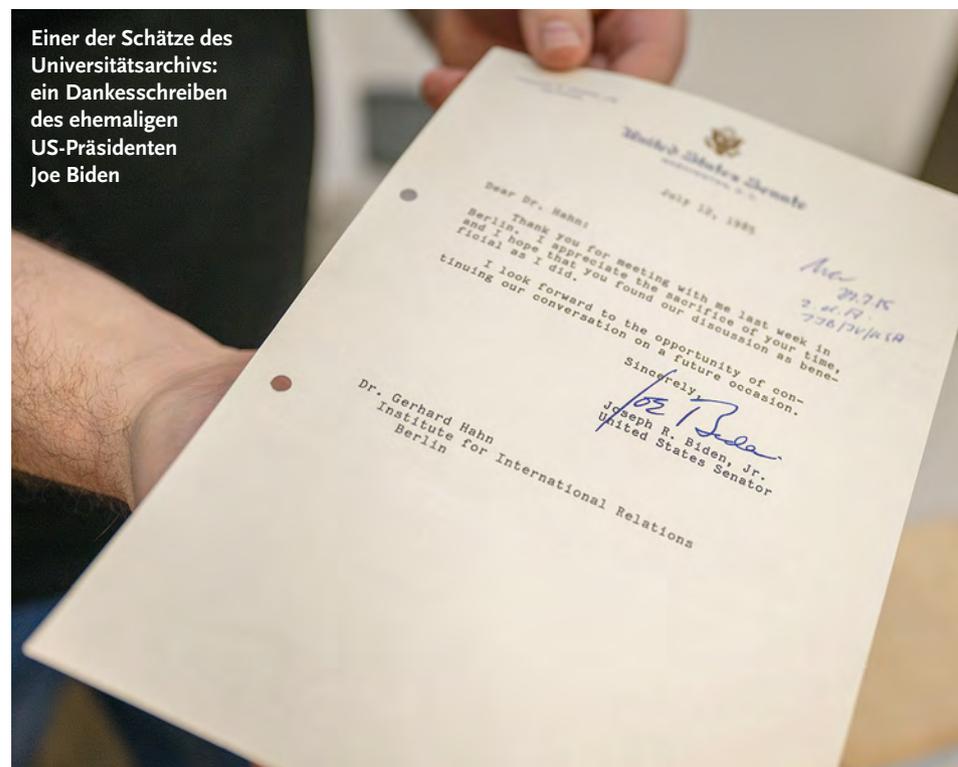
zelnd: Schon ihre Eltern waren jeweils in Archiven und als Historiker tätig. Warum Ralf Müller diese Arbeit gefällt? „Sie hat eine nicht zu unterschätzende investigative Note. Ich gehe den Dingen gerne auf den Grund oder schaue hinter die Kulissen, und das kann ich hier auch.“ Manchmal bedeute das geradezu eine Sisyphusarbeit. Davon kann Robert Fröhlich ein Lied singen: In einem großen Digitalisierungsprojekt hat er bereits 40.000 von insgesamt 115.000 Fotos von 1948 bis 2003 eingescannt und verschlagwortet. Herauszufinden, wer auf den historischen Bildern zu sehen ist, war nicht immer einfach. „Für das ‚Who is Who‘ waren die Hochschulnachrichten ein sehr gutes Hilfsmittel“, sagt Fröhlich. Die Vorgänger des Universitätsmagazins reichen schließlich bis in die Zeit der Pädagogischen Hochschule zurück. „Wir sind gerade in einer Umbruchphase. Irgendwann wird sich auch unserem Archiv die Frage stellen, was in welcher Form hier überhaupt noch landet. Das macht unsere Zeit spannend.“

Noch verlassen sich die beiden Archivare jedoch aufs Papier. Und das ist geduldig. Doch spätestens nach 100 Jahren ist auch seine Geduld am Ende – bei hochwertiger Qualität. „Wir haben noch nicht genügend Erfahrung mit bedrucktem Papier: Wir wissen nicht, welche Lebenszeit Dokumente haben, die mit dem Tintenstrahl- oder Laserdrucker erstellt wurden“, sagt Fröhlich. Prinzipiell habe die Sammlung aber Ewigkeitsstatus, erklärt Ralf Müller. Ende 2026 wird er nach 35 Jahren in den Ruhestand gehen – die Geschichten werden jedoch bleiben, gut verwahrt im Universitätsarchiv.

Das Potsdamer Universitätsarchiv verwahrt Personal- und Prüfungsakten von Studierenden, Personalunterlagen und Sachakten zur Universität Potsdam und zu ihrer Vorgängereinrichtung sowie den Einrichtungen, von denen sie Liegenschaften übernommen hat: Pädagogische Hochschule Potsdam/Brandenburgische Landeshochschule (1948 bis 1990/91), Arbeiter- und Bauern-Fakultät Potsdam (1949 bis 1964), Institut für Lehrerbildung Rosa Luxemburg Potsdam (1964 bis 1990/91), Institut für Lehrerbildung Clara Zetkin Cottbus (1948 bis 1990/91), Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR (1949 bis 1990) und Universität Potsdam (1991 bis heute).



Einer der Schätze des Universitätsarchivs: ein Dankeschreiben des ehemaligen US-Präsidenten Joe Biden



ZEICHENSETZUNG, LESEHILFEN UND REFORMEN

Recht | schrei | bung

[hoch drei]

Großschreibung, Kommasetzung, Fremdwörter: Die Rechtschreibung ist für viele ein notwendiges Übel, die meisten ein Graus und einige wenige Gegenstand intensiver Forschung. Die Linguistin Nanna Fuhrhop versucht, das, was undurchsichtig erscheint, klar zu machen und auch zu beschreiben. Und sie findet: Eigentlich können die meisten von uns ziemlich gut recht schreiben, selbst dann, wenn wir nicht recht schreiben.



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Getrennt- und Zusammenschreibung ... [für Anfänger: beim Kern bleiben]

Haben Sie schon mal aus Erbsen Suppe gemacht? Ergibt Erbsensuppe. Was nach einem bemühten Wortwitz klingt, belegt für Nanna Fuhrhop: „Die Rechtschreibung ist zu weiten Teilen intuitiv beherrschbar.“ Dass es oft anders wirke, liege daran, wie sie weithin vermittelt wird: „Die Getrennt- und Zusammenschreibung wird leider sehr gern über Zweifelsfälle gelehrt.“ Rad fahren etwa. Dabei sind die meisten Fälle, bei denen wir entscheiden müssen, ob wir sie zusammen oder getrennt schreiben sollten, längst nicht so kompliziert. „Wir sollten weniger über die problematischen Fälle sprechen als über die vielen klaren“, sagt die Linguistin. „Dann fällt auf: Getrennt- und Zusammenschreibung fängt mit dem Schreibenlernen an, mit dem Verständnis des Leerzeichens. Und dann erkennen wir: Wir können viel, machen nur wenige Fehler.“ So sollte Rechtschreibung – für die meisten Menschen – auch funktionieren: Wir sollten sie anwenden können. Sie auszubuchstabieren darf denen vorbehalten bleiben, die sie zu ihrem Beruf gemacht haben.

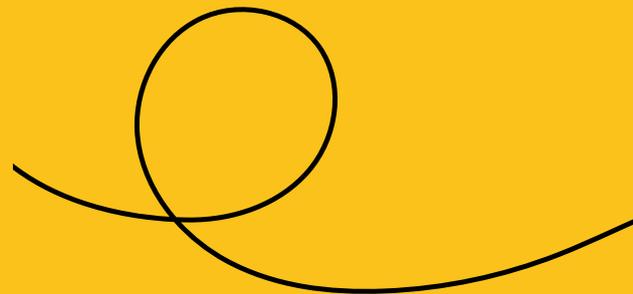
Zeichensetzung ... [für Fortgeschrittene: Lesehilfen statt Schreibprobleme]

Lehrerinnen und Lehrer vermitteln im Deutschunterricht Wissen und verschiedene Kompetenzen: Texte lesen und verstehen, Wörter und Sätze bilden, Texte analysieren und zu verschiedensten Zwecken verfassen. Dabei lernen Schülerinnen und Schüler viel auf den unterschiedlichsten Ebenen der Grammatik: Phonologie, Morphologie, Syntax und damit verbunden auch Rechtschreibung und Zeichensetzung. Ob sie darin erfolgreich sind, wird aber nicht selten an den letzten beiden „abgelesen“ und bewertet. „Ich habe Studierenden schon Texte mit vielen Rechtschreibfehlern vorgelegt, die inhaltlich und stilistisch aber gut sind“, sagt Nanna Fuhrhop. „Es hat sich gezeigt, dass es ziemlich schwierig ist, die Fehler einfach zu ignorieren. Man muss das geradezu üben, um den Inhalt dahinter zu sehen.“ Dennoch sei es wichtig, so die Linguistin, den Wert eines Textes nicht zu sehr an seiner Rechtschreibung zu messen. Denn diese sei vor allem Mittel zum Zweck. „Wir sollten das andersherum betrachten: Alles, was das Schreiben schwierig macht, macht das Lesen einfacher.“ Leerzeichen, Groß- und Kleinschreibung, Interpunktion und vieles mehr seien vor allem eines: Lesehilfen. „Und genau so sollten wir Rechtschreibung auch unterrichten. Immerhin lesen Menschen viel mehr, als sie schreiben.“



LESETIPP

Nanna Fuhrhop (2020):
Orthografie. Kurze
Einführungen in die
Germanistische Linguistik



Reformen ... [für Profis: Weniger Regeln sind mehr]

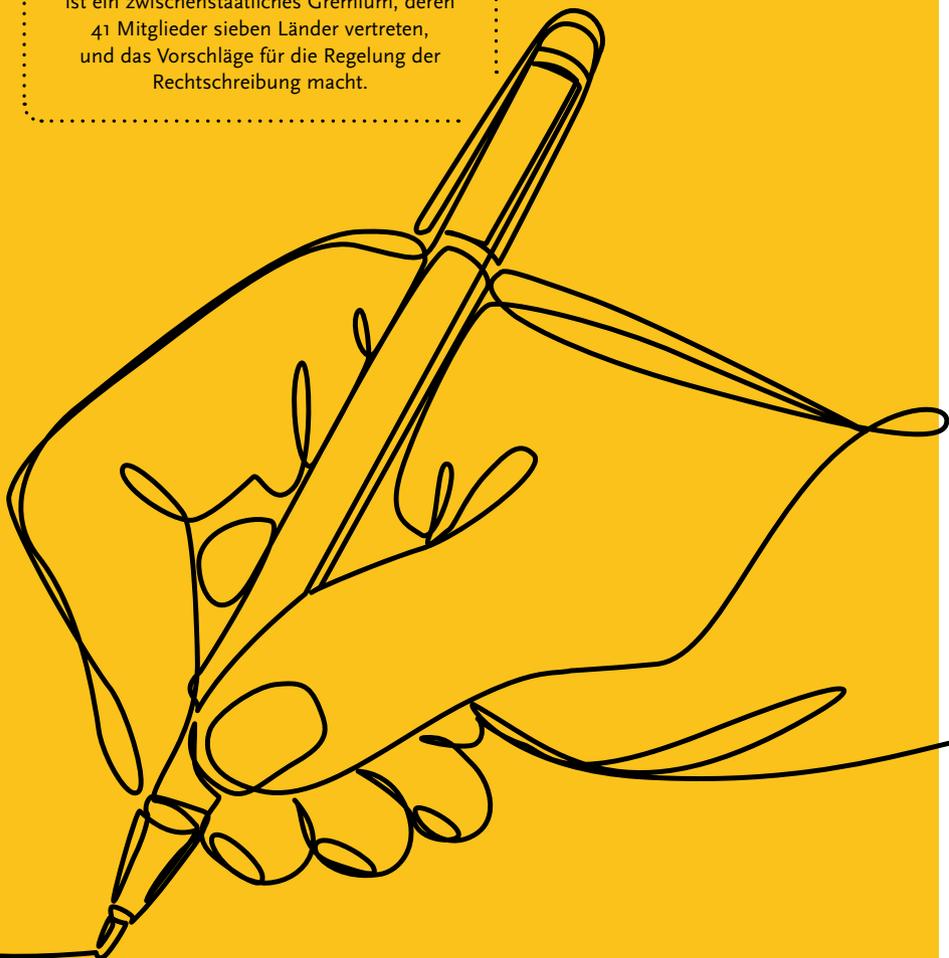
Für viele Menschen sind Rechtschreibregeln ein Dschungel, den sie nur ungern betreten. Nanna Fuhrhop ist in der Grammatik zuhause, sie hat über „Grenzfälle morphologischer Einheiten“ promoviert und sich zur „grammatischen Fundierung der Getrennt- und Zusammenschreibung“ habilitiert. Sie kennt sich aus. Und sie sagt: Grammatik ist deskriptiv, sollte den Sprachgebrauch möglichst gut beschreiben, nicht vorschreiben. Dass das nicht immer gutgeht, zeigen zwei Beispiele aus der Geschichte. Nur fünf Jahre nach der Gründung des Deutschen Reiches 1876 gab es einen ersten Versuch, die deutsche Rechtschreibung zu vereinheitlichen. In deren Folge wurde festgelegt, Verbsuffixe wie -iren/-ieren und -inen/-ien einheitlich mit ie zu schreiben. „Durch diese Änderung hat man dafür gesorgt, dass viele Menschen bei Fremdwörtern wie Apfelsine Probleme haben“, erklärt die Forscherin. „Eine Festlegung, die so klein aussah, wirkt sich bis heute negativ aus.“ Auch die Rechtschreibreform von 1996 hält Nanna Fuhrhop für gescheitert. „Das war viel Wind um zu wenig Änderungen“, sagt sie. „Man hätte nicht in die Rechtschreibung eingreifen sollen, sondern stattdessen die Regeln vernünftig formulieren. Durch die Regeln zur Getrennt- und Zusammenschreibung wurden damals mit den Partikelverben 10.000 Wörter zu Ausnahmen erklärt. Das hätte man sich sparen können.“ Doch die Rechtschreibregeln besser zu formulieren, bedeute nicht, dass immer eine eindeutige Regel nötig sei, stellt sie klar. Dies empfindet sie als Freiheit, die dem durchaus flexiblen System Sprache gerecht wird. Was Nanna Fuhrhop an der deutschen Sprache besonders gut gefällt? Dass sie Weltmeisterin der Kompositabildung ist (wie „Hauptstadthochmut“). Was ihr nicht gefällt: bemühter Nominalstil. „Ich sage immer: Mut zum Verb!“ Gut gemacht führt beides ans Ziel.

Foto: © Thomas Roesse (o.); AdobeStock/Christian Horz (u.)



Nanna Fuhrhop

ist seit 2022 Professorin für Germanistische Linguistik an der Universität Potsdam. Sie beschäftigt sich mit Rechtschreibung und den damit verbundenen Fragen der Grammatik. 2024 wurde sie von der Kultusministerkonferenz in den Rat für deutsche Rechtschreibung berufen. Dieser ist ein zwischenstaatliches Gremium, deren 41 Mitglieder sieben Länder vertreten, und das Vorschläge für die Regelung der Rechtschreibung macht.





Die Trainer*innen Melissa Kleiß
und Stephan Eickelmann

Fechten wie im Mittelalter

Die „Schildwache Potsdam“ vermittelt Studierenden historische Kampfkunst



Stephan Eickelmann durchquert die Turnhalle im Haus 12 auf dem Campus Am Neuen Palais und öffnet eine in der Wand versteckte Schranktür. Was dabei zum Vorschein kommt, sind jedoch nicht etwa Matten, Sprungkästen und Barren, sondern Helme, Schilde und Schwerter. Eickelmann, der bunt-gestreifte Pluderhosen und gelb-rot-geringelte Socken trägt, hängt ein Banner an die Wand: Es zeigt den Holzschnitt eines Schwertkämpfers auf blauem Grund. Der Verein „Schildwache Potsdam“ verschreibt sich seit 2017 der Ausübung, Lehre und Rekonstruktion historischer Kampfkünste – und bietet einen Hochschulsporkurs an der Universität Potsdam an.

Der Trainer kam selbst durch einen solchen Kurs auf den Geschmack. Damals war dieser noch eine Kollaboration der Berliner Rittergilde mit dem Hochschulsport, aus der 2018 die „Schildwache Potsdam e. V.“ hervorging. Während die Rittergilde den Fokus auf Schaukämp-

fe und authentische Kostüme legt, waren für Eickelmann und Mitgründer Martin Höppner die Rekonstruktion historischer Kampftechniken und der sportliche Aspekt letztlich interessanter. Heute lehrt und forscht er im Fachbereich Intelligente Weiche Materie in Golm und lässt den Schwertkampf auch mal in seine Seminare einfließen: „Trägheits- und Drehmoment kann man am Beispiel des Schwerts wunderbar erklären und berechnen.“

Es sind rund 20 Menschen, die an diesem Freitag den Kurs „(Seit-)schwert und Beiwaffe“ besuchen. Einige tragen wie Eickelmann die Vereinsfarben oder haben Schildwache-Trikots an. Ihre Trainingswaffen sind von echten Schwertern kaum zu unterscheiden: Nur bei näherer Betrachtung ist zu erkennen, dass die Klinge stumpf ist und die Spitze mit Gummi präpariert wurde. Nach dem gemeinsamen Aufwärmen kommt Bewegung in die Halle. Schuhe quietschen und manch ein Kampfschrei ist zu hören, als die

 **Dr. Stephan Eickelmann** ist akademischer Mitarbeiter an der Professur für Intelligente Weiche Materie der Universität Potsdam.

Teilnehmenden eine Art Fechtkampf mit flacher Hand in Zweiergruppen üben.

Historisch fundiert fechten

Anschließend soll es um den Buckler gehen, ein historisches Schild mit namensgebendem Höcker in der Mitte, das zur Abwehr genutzt wird. Aber zuerst erklärt Eickelmann, dass der Buckler einst äußerst beliebt war und in London sogar zeitweilig verboten wurde. Denn deren Träger „waren auf Krawall aus“ – eine solche Schutzwaffe war kein Statussymbol, wie es etwa mit dem Schwert unter Adligen und Rittern üblich war. „Wer einen Buckler dabei hatte, der wollte kämpfen“, so der Trainer. Auch der Ausdruck „etwas im Schilde führen“ rührt daher. Denn hinter dem Buckler ließ sich leicht eine kleine Waffe, etwa ein Dolch, verbergen. Der Trainer führt vor, wie man sich mit dem Faustschild schützt und mit dem Schwert angreift, die Teilnehmenden tun es ihm gleich. Jetzt hört man zum ersten Mal an diesem Abend Metall auf Metall klirren, das Geräusch, das man erwartet, wenn man an Schwertduelle denkt.

Die vermittelten Techniken gehen auf die Zeit der Renaissance zurück, einige Lehrbücher stammen gar aus dem Spätmittelalter. Die Schildwache Potsdam bezieht sich vor allem auf die Bologneser Tradition aus dem Italien des 16. Jahrhunderts. Denn die zahlreichen erhaltenen Schriften aus dieser Epoche enthalten oft detaillierte Illustrationen und Beschreibungen. Zudem sind sie gut dokumentiert und in mehrere Sprachen übersetzt. „Frühere Manuskripte waren oft nicht für die Öffentlichkeit gedacht und sind deshalb eher kryptisch“, erklärt Stephan Eickelmann. Bei aller historischen Exaktheit ist man jedoch alles andere als altmodisch, was die Werte angeht: „Wir werden gerne als mittelalterlicher Männerverein dargestellt“, beanstandet Trainerin Melissa Kleiß. Dabei sind die Mitglieder sehr divers. Nicht umsonst hat sich die Schildwache entschieden, die Regenbogenflagge in ihr Logo aufzunehmen.

Im hinteren Teil der Turnhalle legt eine kleine Gruppe Fortgeschrittener derweil Schutzkleidung an: Helm, Körperpanzer, schwere Handschuhe. Eickelmann erklärt: „Sie bereiten sich auf ein Turnier vor. Die Schwerter sind zwar stumpf, aber wenn doch mal eins zerbricht, kann das durchaus ins Auge gehen.“ Auch die weniger Erfahrenen haben nun alle Helme und Handschuhe an und üben den Zweikampf mit Schild und Schwert. Daran zeigen sich die Unterschiede zum Sportfechten, wie man es von den Olympischen Spielen kennt.

Dieses hat sich zwar, mit einigen Zwischenschritten, aus der historischen Schwertkampfkunst entwickelt, nutzt aber zum Beispiel sehr viel leichtere Degen, die Bewegungen ermöglichen, die auf dem Schlachtfeld undenkbar gewesen wären.

Bei aller Technik behalten die Sportler*innen jedoch stets die reale Kampfsituation im Hinterkopf. Co-Trainer Eike Jamrath gibt einem Kursteilnehmer, der gerade einen Treffer gelandet hat, den Tipp: „Wer trifft, sollte trotzdem immer einen Schritt zurück machen. Denk dran, der will dir Böses!“ Bei bestimmten Aspekten orientiert man sich hingegen am modernen Fechten: „Gewisses Know-how ist nicht historisch übermittelt, zum Beispiel Abstände beim Kampf oder andere Sicherheitsstandards.“ Beim Sportfechten gibt es eine lange, ungebrochene Tradition und etablierte Regeln, während man erst ab dem späten 20. Jahrhundert begann, den historischen europäischen Schwertkampf wieder systematisch zu lehren. Und dieser ist seither stetig beliebter geworden: „Wir wachsen schneller, als das olympische Fechten schrumpft“, freut sich Eickelmann.

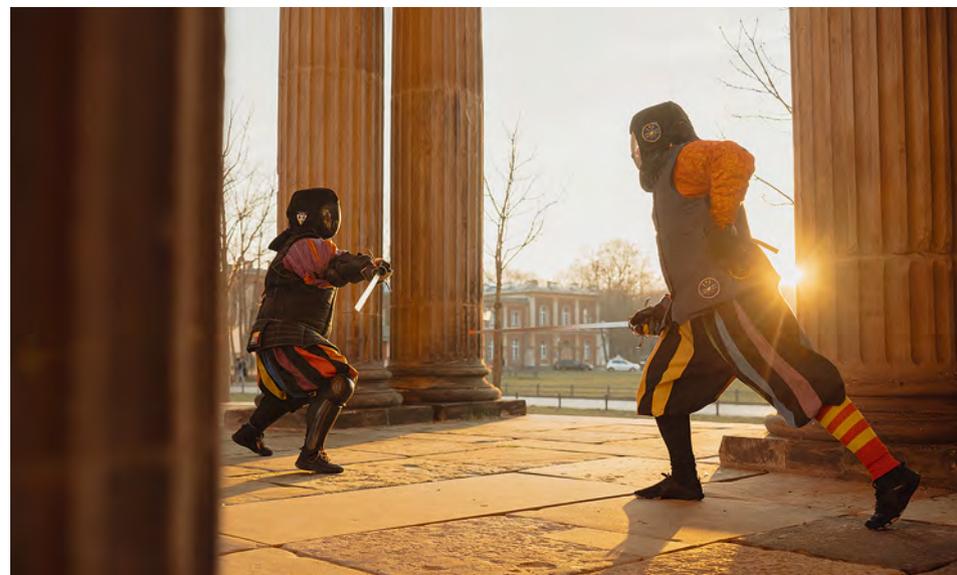
Auch sportlich wertvoll

In der letzten Viertelstunde des Kurses wird freigezügelt. Die Schwerter werden gegen kürzere Schaumstoffversionen ausgetauscht. Spätestens hier wird klar, dass dieser Kurs durchaus auch als Work-out taugt, denn jetzt sind Schnelligkeit und Aufmerksamkeit gefordert. Die Kämpfer umkreisen einander, schlagen zu, weichen aus, wehren ab. Zudem, erklärt Stephan Eickelmann, ist die Ausrüstung schwer und man kriegt unter der Maske weniger Luft, „fast wie bei einem Höhentherapie“. Dann versammeln sich alle im Kreis für das Abschlussritual: Sie vollführen eine kreisende Bewegung mit dem Schwert und verbeugen sich leicht – so hat man es schon im 16. Jahrhundert gemacht.

» Weitere Informationen zum Verein „Schildwache Potsdam“



1



VIELE BÄLLE IN DER LUFT BEIM SERVICE FÜR FAMILIEN



SARAH-MADELEINE AUST

Zwischen Studium und Spielplatz: Was bedeutet eine Familie für den Hochschulalltag? Wenn zu Hause Kinder oder pflegebedürftige Angehörige betreut werden, bringt das eine Reihe von Verpflichtungen mit sich. So anstrengend diese auch sind: Familie und Pflege, Studium und Beruf müssen und sollten sich nicht ausschließen. Ganz im Gegenteil, weiß Dr. Dörte Esselborn. Bereits seit 2014 arbeitet sie für den Service für Familien an der Universität Potsdam, der Hochschulangehörige dabei unterstützt, die Aufgaben in Beruf und Studium mit ihren familiären Verpflichtungen zu vereinbaren. Das betrifft laut einer Umfrage deutschlandweit immerhin rund acht Prozent der Studierenden mit mindestens einem Kind. Der Anteil der Studierenden, die angeben, sich zu Hause um pflegebedürftige Angehörige zu kümmern, liegt mit knapp zwölf Prozent sogar deutlich höher. Auch unter den Angestellten ist die Doppelbelastung zwischen Pflege und Beruf groß. Umso wichtiger ist es, Unterstützungsangebote zu kennen und zu nutzen. Wir haben Dörte Esselborn in ihrem Berufsalltag einmal über die Schulter geschaut.

1

8:30 UHR

Was sofort auffällt, wenn man das Büro von Dr. Dörte Esselborn betritt, sind ein Wickeltisch – und eine liebevoll zusammengestellte Sammlung an Informationsmaterialien sowie Kinder- und Jugendbüchern. Es wird schnell klar: Wer auch immer Rat und Hilfe beim Service für Familien sucht, ist hier willkommen. Morgens steht aber zunächst wie bei vielen anderen der Check der E-Mails an. Täglich erreicht Esselborn eine Vielzahl von Anfragen, die meisten davon schriftlich. „Wir reden hier immerhin von der Herausforderung, Beruf oder Studium gut mit Fürsorgeaufgaben vereinbaren zu können – das ist auch aus Beratungsperspektive nicht leicht. Obwohl ich schon mehr als zehn Jahre dabei bin, lerne ich noch immer jeden Tag dazu, um für alle Statusgruppen auskunftsfähig zu

sein. Sei es für Studierende, für die ich zum Nachteilsausgleich oder zur Frage von Beurlaubung bei einer Schwangerschaft oder wegen der familiären Situation recherchiere, sei es für Beschäftigte in Sachen Elternzeit. Ein übergreifendes Thema, das mich derzeit sehr beschäftigt, ist die Pflege von Angehörigen.“ Die Anliegen der Ratsuchenden sind so vielfältig wie die Aufgaben der Beratungsstelle, hinter der vor allem Esselborn steckt – unterstützt und begleitet von einem großen Netzwerk aus lokalen und überregionalen Kooperationspartnern, Netzwerken und Kolleg*innen an der Uni Potsdam. „Ich brenne dafür, dass es ein soziales Miteinander gibt – und das geht nur mit Vernetzung. Familienfreundlichkeit kann man nur gemeinsam umsetzen, das vergessen viele!“, erklärt Esselborn. Aus den zahlreichen Anfragen folgen oftmals Besprechungen und Meetings, die in der Regel ab 9 Uhr starten und bis zum Mittag dauern.

Foto: © Kevin Ryl



Ob Studierende oder Beschäftigte – wer Rat in Sachen Vereinbarkeit sucht, ist bei Dörte Esselborn willkommen.



turen tut sich Esselborn, die als Kulturwissenschaftlerin früher oft bis spät abends gearbeitet hat und viel unterwegs war, auch heute noch schwer.

Einen Tag „wie in Stein gemeißelt“ gibt es daher nicht, stattdessen schätzt und lebt sie den Gestaltungsspielraum, den ihr ihre Arbeit ermöglicht. Nur so können Projekte wie „Allein – Tatort Schule“, umgesetzt werden, das sie mit der Professur für inklusive Deutschdidaktik von Winnie-Karen Giera organisiert hat. Das Theaterstück rund um das Thema Mobbing wurde 2023 im Rahmen des Unicamps von Kindern von Hochschulangehörigen im Grundschulalter aufgeführt und war für alle Beteiligten eine bereichernde Erfahrung. Genau dieses Engagement zeichnet Dörte Esselborn und den Service für Familien aus – jeden Tag aufs Neue.



12:30 UHR

Die Pause und der Gang zur Mensa sind vor allem aus einem Grund fest eingeplant: Als „Einzelkämpferin“ im Familienservice sind Verabredungen ein wichtiger Bestandteil, um sich regelmäßig auszutauschen und auf Ideen zu kommen, die einem alleine vor dem Schreibtisch nicht gekommen wären. Ein solch gemeinschaftlich entwickeltes Projekt, das Esselborn gleichermaßen mit Stolz und Elan erfüllt, ist die 2024 gestartete Informationsreihe „Coffee to Care“ rund um Themen der Pflege, die 2025 mit einem handfesten „Lunch-to-Care“ fortgesetzt wird und Beschäftigte mit Pflegeverantwortung gemeinsam in die Mittagspause führt. Zum fachlich begleiteten, informativen Erfahrungsaustausch beim Mittagessen.

tungen nehmen die Gremien- und Netzwerkarbeit, ihre Aufgaben in der familienpolitischen Kommission der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (bukof) oder als Vorständin im Verein „Familie in der Hochschule“, dessen Gründungsmitglied die Uni ist, viel Zeit in Anspruch. „Es fühlt sich manchmal so an, als wäre ich eine Jongleurin mit vielen Bällen in der Luft. Da fällt auch schon einmal einer runter und es ist nicht immer möglich, alle gleichermaßen zufrieden zu stellen. Aber ich bleibe dran!“ Mit den eher starren Verwaltungsstruk-

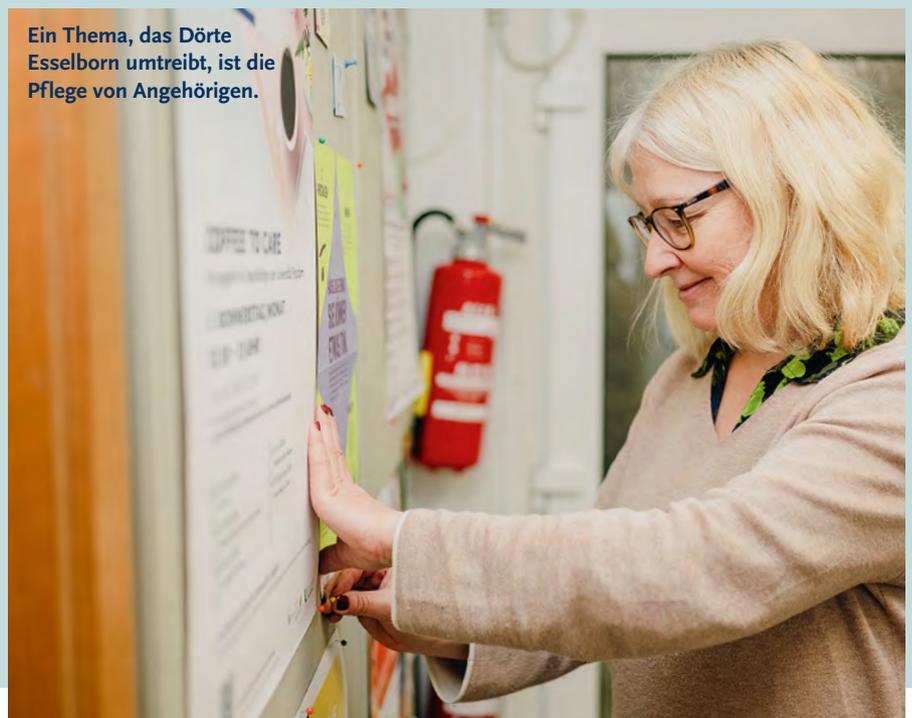
➤ Weitere Informationen



AB 13 UHR

Danach stehen nicht selten Treffen innerhalb oder außerhalb der Universität an. Neben den Einzelbera-

Ein Thema, das Dörte Esselborn umtreibt, ist die Pflege von Angehörigen.





Selbsterzählungen und Umbruchspuren

MELANIE FRANKE
WEITET DEN BLICK
FÜR GESCHICHTE(N)
IN KUNST AUS
DER DDR



ANTJE HORN-CONRAD

Kunst aus der DDR, vielfach in Depots und Archiven verschwunden, ist selten öffentlich zu sehen. Anders in der aktuellen Ausstellung „Zerreißprobe. Kunst zwischen Politik und Gesellschaft – Sammlung der Nationalgalerie 1945–2000“ in Berlin, die etliche in der DDR entstandene Werke einbezieht, darunter Arbeiten von Uwe Peiffer, Harald Metzkes, Angela Hampel und Strawalde.

Experimentell und mutig nennt die Kunsthistorikerin Melanie Franke das kontrastreiche Nebeneinander von Kunst aus Ost und West. Die Potsdamer Professorin für Kunstwissenschaften in schulischen Lehr- und Lernkontexten forscht im Rahmen eines kunsthistorischen Drittmittelprojektes zu „Geschichtsbildern in der Gegenwartskunst“ und hat sich ausführlich mit Selbsterzählungen und Umbruchspuren im Œuvre von Künstlerinnen und Künstlern aus der DDR befasst. Verschiedene Beiträge zur Thematik hat sie nun in einem Sammelband veröffentlicht. Darin findet sich auch ein Gespräch Frankes mit dem Vizedirektor der Neuen Nationalgalerie Joachim

Jäger, der die Aufnahme der Werke aus der DDR als Gewinn wertet, vor allem, „weil wir die Kunstentwicklung heute nicht mehr ausschließlich im Zeichen bestimmter ‚Ismen‘ betrachten, sondern variantenreicher, komplexer, vielschichtiger wahrnehmen“. In der DDR seien in der Kunst, im Theater, in der Literatur sehr ernste Fragen über das Leben diskutiert worden, es habe sich immer um die existenzielle Frage der *conditio humana* gedreht – „vielleicht, weil die Kulturschaffenden eben nicht in einer freien Gesellschaft, sondern in einer Zwangslage lebten“, so Jäger.

Selbstermächtigung in Zeiten der Überwachung

In extremer Weise zeigen das in der Ausstellung die performativen Arbeiten von Cornelia Schleime. Ihr zusammengekauerter, von Stacheldraht umwickelter nackter Körper, das mit groben Stricken verschnürte Gesicht oder die über den Kopf gezogene Plastiktüte – es sind diese Selbstinszenierungen, fotografisch und filmisch festgehalten, die die bedrohliche Enge spüren lassen. Schleime, deren

Arbeit von offizieller Seite der DDR als „Müllkunst“ diffamiert worden war, habe ihre Lebensgeschichte als die eines Widerstandes erzählt und die Rolle der Rebellin konsequent ihrer künstlerischen Biografie eingeschrieben, resümiert die Frankfurter Kunsthistorikern Viola Hildebrand-Schat, die sich mit den Performances und Fotoübermalungen der ostdeutschen Künstlerin näher befasst und dazu einen Text zum Sammelband beigetragen hat.

Ein Großteil der Texte, die von Melanie Franke als Buch herausgegeben wird, resultiert aus einer Konferenz, zu der die Kunsthistorikerin 2024 an die Universität Potsdam eingeladen hatte. Diskutiert wurde hier vor allem, „welche Rolle biografische Selbstreflexionen und Umbruchspuren bei der Formung künstlerischer Entwicklungen und Wendepunkte einnehmen“, so Franke.

„Radikale Intimität“ hat Luise Thieme ihren Beitrag überschrieben, in dem sie sich mit den Formen der Selbstermächtigung bei Gabriele Stötzer und Tina Bara befasst, zwei Künstlerinnen, die extremer Überwachung und Bespitzelung durch die Staatssicherheit ausgesetzt waren. Thieme, die an der Universität Jena zu künstlerisch-feministischer Praxis in der DDR forscht, zeigt, wie die beiden Frauen alternative Kunsträume nutzten, um sich zu widersetzen und der ihnen zugeschriebenen Fremdbewertung das eigene, starke Selbst entgegenzustellen.

Entwertung des revolutionären Begehrens

Einen eindeutigen Orts- und Zeitbezug weist auch „Spurlos“, die letzte Mail-Art-Aktion aus der DDR auf, die die Künstlerin Ruth Wolf-Rehfeldt 1990 mit dem dringenden Aufruf verband, sich für die Erhaltung der sozialen Rechte und der positiven Eigenwerte der DDR auszusprechen. Die Kunsthistorikerin Marie Eggert untersuchte diese besondere Protestform, bei der kleinformatige Grafiken mit politischen Botschaften international verschickt wurden mit der Bitte, diese an einen öffentlichen Adressaten zurückzusenden, in diesem Fall an den Deutschen Bundestag und die Volkskammer. Womöglich, schreibt Eggert, war Wolf-Rehfeldts Aktion wegen der rasanten politischen Entwicklungen von vornherein darauf angelegt, in ihrer eigenen Spurlosigkeit zu münden.

Genau in dieser Spur- und Sprachlosigkeit, in der Entwertung des revolutionären Begehrens und der von unten organisierten, ganz eigenen demokratischen Formen sieht die Künstlerin und Autorin Elske Rosenfeld eine Ursache ostdeutscher Unmutsäußerungen, die Jahrzehnte als

„politisch irrelevant“ und „pures Gejammer“ abgetan wurden. Wenn sie mit Menschen sprach, die sich in der Wendezeit 1989/90 engagierten, spürte sie die „Aufregung über das, was damals möglich schien, die Trauer und Wut über den Verlust dieser damals kurzzeitig durchaus greifbar gewordenen neuen politischen Möglichkeiten“. Dieselbe Gestik erkannte sie wieder bei Aktiven im Arabischen Frühling, bei den Protesten im Gezi-Park in Istanbul, den Aufständen in der Ukraine und in Belarus. Aus den „überraschenden Resonanzen“ zwischen dem, was sie in verschiedenen Kontexten über Zeiten und Orte hinweg erlebt hat, versucht sie ein gemeinsames gestisches Vokabular, ein „Archive of Gestures“ zu entwickeln.

Wie ein solches Archiv, wie Kunst allgemein und die darin erzählten Geschichten beitragen können, Geschichte besser zu verstehen, zeigt der von Melanie Franke herausgegebene Sammelband in ganz unterschiedlichen Zugängen. Dass Melanie Franke als Kunsthistorikerin „aus dem Westen kommend“ die Kunstgeschichte aus der DDR erforscht, verdient besondere Beachtung, da sie damit bestehende Barrieren überwindet und zur kritischen Aufarbeitung sowie Einbindung dieser Kunst in einen breiteren kunsthistorischen Kontext beiträgt.



Melanie Franke
ist seit 2021 Professorin
für Kunstwissenschaft in
schulischen Lehr- und
Lernkontexten an der
Universität Potsdam.

melanie.franke@uni-potsdam.de

Die performativen Arbeiten
von Cornelia Schleime wurden
in der DDR von offizieller Seite
als „Müllkunst“ diffamiert.



NEUERSCHEINUNGEN AUS DER UNIVERSITÄT POTSDAM

OTTMAR ETTÉ

MEIN NAME SEI AMO

KULTURVERLAG KADMOS BERLIN 2024

Es ist die Geschichte des ersten afrodeutschen Akademikers: Anton Wilhelm Amo. Der Romanist Ottmar Ette erzählt, wie Amo als Kind seiner Familie in Westafrika entrissen und versklavt wurde, um als Geschenk an den Hof der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel verschickt zu werden. Dort erhielt er eine höhere Ausbildung, lehrte und forschte später als Philosoph an den Universitäten Helmstedt, Halle und Wittenberg, wo er unter anderem zur Rechtsstellung schwarzer Menschen in Europa arbeitete. Ette hat sich mit dem Leben und Wirken Amos vor Jahren bereits wissenschaftlich auseinandergesetzt. Nun haucht er dem Philosophen literarisch Leben ein, lässt uns an seiner Vision von Amos seelischen Zuständen, der Zerrissenheit zwischen Heimat und Fremde, dem Streben nach Zugehörigkeit und der Erfahrung äußerster Abwertung teilhaben. Erzählt wird die Geschichte des Philosophen nicht nur von Amo selbst, sondern ebenso von dessen ständigem Begleiter, dem Pudel Zep, der die Zeiten überdauert und sogar aus der Gegenwart zu uns spricht. Für den Romanisten Ottmar Ette ist Amos Leben wohl auch deswegen interessant, weil es ein Kernthema seiner eigenen Forschung berührt: wie die Globalisierung Ideen, Werte und Lebensweisen über die Kontinente hinweg transferiert und transformiert – mit allen Licht- und Schattenseiten. Ette zeigt die Gewalt des kolonialen Systems aus einer aktuellen, dekolonialen Perspektive und wirft die Frage auf, ob die Werte der Aufklärung damals wie heute mehr Ideal als Wirklichkeit sind. *js*



MELANIE FRANKE (HG.)

SELBSTERZÄHLUNGEN UND
UMBRUCHSPUREN IM ŒUVRE VON
KÜNSTLER:INNEN AUS DER DDR
PERMANENT VERLAG 2024

Menschen erzählen sich, entwerfen permanent ein Bild von sich. Mal vermittelt sich dieses Bild ganz alltäglich in einem Gespräch, manchmal aber auch als expliziter (Rück-)Blick aufs Große und Ganze – etwa als Biografie – oder in künstlerischen Werken, die auch die individuelle Sichtweise der Künstler*innen transportieren. „Es geht darum zu erkunden, was man über sich selbst weiß und wie man sich begreift“, sagt Melanie Franke. Die Professorin für Kunstwissenschaft in schulischen Lehr- und Lernkontexten hat einen Sammelband herausgegeben, der sich „Selbsterzählungen und Umbruchspuren im Œuvre von Künstler:innen aus der DDR“ widmet, darunter Tina Bara, Harald Metzkes, Núria Quevedo oder Gabriele Stötzer. Deren „künstlerische Selbstreflexionen aus der Zeit des gesellschaftlichen Wandels um 1989/90“ werden in den Beiträgen beleuchtet als „ein komplexes Zusammenspiel von künstlerischem Schaffen und erzählerischer Lebensdarstellung“. Eine Beziehung, die geprägt ist von Erfahrungen des politischen und persönlichen Umbruchs, der das Selbstverständnis der Künstler*innen ebenso stark beeinflusst hat wie ihr Werk. Und die in den Annäherungen der Beiträge deutlich werden „nicht nur als Quelle der Selbsterkenntnis, sondern auch als kreativer und politischer Akt, der bestehende Ordnungen infrage stellt und neue Perspektiven eröffnet“, so Melanie Franke in ihrer Einführung. *mz*



BASTIAN MATTEO SCIANNA
SONDERZUG NACH MOSKAU
 C.H. BECK 2024

Deutschland und Russland verbindet viel. Einst waren es verwandte Herrscherhäuser, gemeinsame Kriege gegen Frankreich, später zwei blutige Weltkriege auf unterschiedlichen Seiten. Es folgte ein Kalter Krieg, dessen Fronten vor allem auf deutschem Territorium verliefen. Doch was kam danach? Wie entwickelte sich das deutsch-russische Verhältnis seit dem Mauerfall und der deutschen Wiedervereinigung? Der Potsdamer Historiker Bastian Scianna unternimmt den „ersten Versuch einer wissenschaftlichen Vermessung der deutschen Russlandpolitik seit 1990“. Dafür rekonstruiert er chronologisch, akribisch und lesenswert die deutsch-russischen Beziehungen vom Mauerfall bis 2022 auf stolzen 700 Seiten und auf der Grundlage vieler Archivalschätze, die er unverhofft heben konnte. Sein Fazit: Es „fuhr immer ein Sonderzug nach Moskau“, es wurde stets telefoniert, verhandelt und gehandelt. Doch die Zeit der „Verflechtungspolitik“ ist vorbei. Das mahnende Symbol, das 2022 beerdigte Nordstream 2-Projekt – der Versuch, etwas „Vertrauensbildendes und gegenseitige Abhängigkeiten Schaffendes“ zu schaffen –, rostet auf dem Grund der Ostsee. Scianna fordert daher auch ein Umdenken: „Das alte deutsche Mantra, wonach Frieden und Sicherheit in Europa nur mit und nicht gegen Russland möglich sei, muss ad acta gelegt werden.“ Und er sieht Verfehlungen auf vielen Seiten, denn eine systematische wissenschaftliche Erforschung deutscher Außenpolitik finde trotz Zeitenwende bislang kaum statt. Für die Geschichtswissenschaft fangen die deutsch-russischen Beziehungen gerade erst an. *mz*



MARCEL S. PAWLOWSKI
VON TANZENDEN GALAXIEN, DUNKLER
MATERIE UND ANDEREN KOSMISCHEN
RÄTSELN – NEUE ERKENNTNISSE AUS
DER WISSENSCHAFT
 FINANZBUCH VERLAG 2024

Vor 13,8 Milliarden Jahren entstand das Universum in einem Urknall – und zwar aus einem einzigen, heißen Punkt, so kompakt war es. Seither dehnt es sich aus. Noch bis vor ein paar Jahren glaubte man, dass die Anziehungskraft der Materie diese Ausdehnung mit der Zeit verlangsamt. Doch das ist nicht der Fall, immer schneller treibt unser Kosmos auseinander. Deswegen wird inzwischen eine neue Energieform postuliert, die der Schwerkraft entgegenwirkt und die Expansion des Weltalls beschleunigt: die Dunkle Energie. Sie spielt eine wichtige Rolle in Marcel S. Pawlowskis Buch, einer Einführung in die Rätsel der Astrophysik. Was ist normale und was ist Dunkle Materie? Wenn nur fünf Prozent des Universums zur normalen Materie zählen – woraus bestehen dann die restlichen 95 Prozent? Wie werden Galaxien entdeckt, die auch mit den modernsten Teleskopen am Nachthimmel gar nicht zu sehen sind? Diesen und anderen Fragen geht der Autor in seinem Buch nach – ohne freilich auf jede von ihnen eine Antwort zu haben. Schließlich seien bislang noch nicht einmal alle wichtigen Fragen über das Universum gestellt worden ... Pawlowski forscht am Leibniz-Institut für Astrophysik in Potsdam (AIP) und lehrt an der Universität Potsdam. Sein Buch ist etwas für Astro-Fans mit Vorwissen – höhere Mathe- und Physik-Kenntnisse sind aber nicht erforderlich! *js*



Goden Dach, wie gait di dat?

Ein Online-Katalog macht den überlieferten Wortschatz der brandenburgischen Dialekte öffentlich zugänglich



Ulrike Demske

ist seit 2011 Professorin für Geschichte und Variation der deutschen Sprache an der Universität Potsdam.

udemске@uni-potsdam.de

Wist mir den Stieg ebber de Weesen?“ Hätte sich August Höhne, Jahrgang 1889, im breitesten Dialekt nach dem Weg durch die Wiesen erkundigt, er wäre jenseits des Hohen Flämings womöglich kaum verstanden worden. Heute stieße er mit seinem Zungenschlag wohl selbst in seinem Heimatort Zixdorf auf fragende Gesichter. Längst hat sich die Alltagssprache im ländlichen Raum verändert.

Mit „Brummküsel“, „Koppskekel“ und „Schlödelblom“ wüsste kaum jemand etwas anzufangen, wäre da nicht das Online-Portal des Brandenburg-Berlinischen Spracharchivs der Uni Potsdam. Es versammelt Hundertausende von umgangssprachlichen Gegenstands- und Tätigkeitswörtern, aber auch Redensarten und kindliche Abzählreime: „Een, twee, drie, de Koder löppt in Schnee und du bist free.“

Aufgeschrieben wurden sie in den 1950er Jahren, als die Deutsche Akademie der Wissenschaften an mehr als 2.000 Schulstandorten ortsansässige Sprecher*innen um Auskunft bat – August Höhne war einer von ihnen. Jahrzehntelang lagerten diese Fragebögen zunächst in Containern, später in den Schränken des Instituts für Germanistik.

Im Jahr 2017 begann ein Team um Ulrike Demske, das Archiv aus dem philologischen Dornröschenschlaf zu wecken und die vorhandenen 22.153 Fragebögen zu digitalisieren. Eine sechs Jahre währende Sisyphusarbeit, sagt die

Professorin für Geschichte und Variation der deutschen Sprache: „Zeitweise waren vier studentische Hilfskräfte gleichzeitig damit beschäftigt. Jeder dieser Fragebögen wurde Seite für Seite eingescannt und mit einem Datensatz korreliert.“ Dazu kommen Tonaufnahmen von Menschen, die Lesetexte im Dialekt vortragen. Von Abben-dorf bis Züsedom ist damit die mundartliche Vielfalt, wie sie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in Brandenburg vorhanden war, der Öffentlichkeit zugänglich.

Einige der damals abgefragten Bezeichnungen sind im Strom der Zeit in Vergessenheit geraten, weil etwa niemand mehr Pfeifen aus Weidenrinde bastelt. Dass sogar Tierbezeichnungen wie „Piermräd“ (Regenwurm), „Pfuhlpieper“ (Kaulquappe) oder „Pißmier“ (Ameise) für unsere Ohren wie Fantasiesprache klingen, ist aber eher der sprachlichen Nivellierung geschuldet, die mit dem Siegeszug der Hochsprache, aber auch des Berlinischen einsetzte. „Denken Sie an all die Berliner, die ins Umland gezogen sind“, sagt Ulrike Demske. „Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist es ein bisschen traurig, dass die räumlichen Unterschiede verloren gehen. Deshalb ist das Archiv so toll, weil wir nachschauen können, wie es zur Mitte des letzten Jahrhunderts noch war.“



MORITZ JACOBI



➔ **Zum Brandenburg-Berlinischen Spracharchiv der Uni Potsdam**



Testen Sie jetzt die PNN



POTSDAM
UND BERLIN

Brandenburg-Bildungsministerin
kündigt Reformen an
Seite 88

Chatbot Bobbi bald auch für den
Potsdamer Bürgerservice?
Seite 824



TAGESSPIEGEL

POTSDAMER NEUESTE NACHRICHTEN



Licht an für die Kunst

Das wünschen sich die Bürger von Europa Die EU soll handlungsfähiger werden

Von Christof von Marschall

Seit die Europäische Union im November 2012 die Verträge zur Reform der Europäischen Union ratifiziert hat, ist die EU nicht mehr nur ein Vertrag, sondern ein lebendiges Organ. Die Bürgerinnen und Bürger der EU sind nun nicht nur die Adressaten der Politik, sondern auch die Akteure. Die Bürgerinnen und Bürger der EU sind nun nicht nur die Adressaten der Politik, sondern auch die Akteure. Die Bürgerinnen und Bürger der EU sind nun nicht nur die Adressaten der Politik, sondern auch die Akteure.

Die Bürgerinnen und Bürger der EU sind nun nicht nur die Adressaten der Politik, sondern auch die Akteure. Die Bürgerinnen und Bürger der EU sind nun nicht nur die Adressaten der Politik, sondern auch die Akteure. Die Bürgerinnen und Bürger der EU sind nun nicht nur die Adressaten der Politik, sondern auch die Akteure.

Wohnungsmarkt Wie wir mit dem Neubau endlich vorankommen

Von Christof von Marschall

Der Wohnungsmarkt in Potsdam ist ein Markt, der sich in den letzten Jahren stark verändert hat. Die Preise sind gestiegen, die Nachfrage ist hoch. Die Wohnungsmarkt in Potsdam ist ein Markt, der sich in den letzten Jahren stark verändert hat. Die Preise sind gestiegen, die Nachfrage ist hoch.

Die Wohnungsmarkt in Potsdam ist ein Markt, der sich in den letzten Jahren stark verändert hat. Die Preise sind gestiegen, die Nachfrage ist hoch. Die Wohnungsmarkt in Potsdam ist ein Markt, der sich in den letzten Jahren stark verändert hat. Die Preise sind gestiegen, die Nachfrage ist hoch.



Wohnungsmarkt
Wie wir mit dem Neubau endlich vorankommen

Der Wohnungsmarkt in Potsdam ist ein Markt, der sich in den letzten Jahren stark verändert hat. Die Preise sind gestiegen, die Nachfrage ist hoch.



pnn.de/leseprobe-pnn

PORTAL

Studium, Forschung und Gesellschaft
an der Universität Potsdam

.....
www.uni-potsdam.de